

Streifzüge

Nummer 35 / November 2005

5,- Euro

Obszön wie immer: Franz Schandl * Faul wie noch nie: Michael Katzmayr * Bulgare will nix arbeiten: Dimitré Dinev * Liest Comix gegen G-Strich: Peter Samol * Diskutiert den Kibbuz: Meinhard Creydt * Über Code und Kot der Kampfhunde: Lorenz Glatz * Legt sich mit Hundeflüsterern an: Maria Wölflingseder * High Noon in Nürnberg: Karl-Heinz Lewed duelliert sich mit den Scouts des Wilden Weißen Westens und Norbert Trenkle mit den Wiedertäufern des Reformismus * Streifzüge fordern Aufstockung der Abos auf 300

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis – Verein für
gesellschaftliche Transformationskunde,
Margaretenstraße 71-73/23, 1050 Wien.
E-Mail: streifzuege@chello.at
Website: www.streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien
Auflage: 1.200

COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen,
sofern nicht anders gekennzeichnet,
dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei
verwendet, kopiert und weiterverbreitet
werden unter Angabe von Autor/in,
Titel und Quelle des Originals sowie
Erhalt des Copylefts.

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent
Eigentümer der *Streifzüge* und an
keinem anderen Medienunternehmen
beteiligt.

Grundlegende Richtung: Kritik und
Perspektive.

REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans
des Medieninhabers)
Christoph Adam, Andreas Exner, Lorenz
Glatz, Franz Schandl, Martin
Scheuringer und Maria Wölflingseder.

KONTEN

Konto für Österreich: PSK, BLZ 60000
Kontonummer 93 038 948

Konto für Deutschland: Franz Schandl,
Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85
Kontonummer 405 952 854

Konto für Abos in anderen EU-Staaten:
Verein Kritischer Kreis,
BIC: OPSKATWW
IBAN: AT876000000093038948

ABONNEMENTS UND BESTELLUNGEN

3 Hefte pro Jahr.

Aborichtpreise Österreich und Rest der Welt:
1 Jahr 14 Euro, 2 Jahre 26 Euro,
3 Jahre 36 Euro.

Erstbeziehende bitten wir um schrift-
liche Bestellung, da seitens des grandio-
sen Bankservices den Kontoauszügen
nicht immer die vollständige Adresse zu
entnehmen ist.

Nachbestellende bitten wir um die
Anführung der Postleitzahl.

INHALTSVERZEICHNIS

Franz Schandl:

Obszönität und Reichtum 3

Dimitré Dinev:

Arbeit ist ein magisches Wort 9

Michael Katzmayer:

Wiederentdeckung der Faulheit. Buchbesprechung 12

Franz Schandl:

Vom Einkommen zum Auskommen.

Zu Plausibilität und Kritik des garantierten Grundeinkommens 13

Peter Samol:

Wertkritik im Comic 16

Meinhard Creydt:

Kibbuz und nachkapitalistische Sozialstrukturen 18

Lorenz Glatz:

„Code unbekannt“. Zu einigen uncoolen Unzugänglichkeiten
des Lebens in der Waren„gesellschaft“ und der Kritik daran 22

Lorenz Glatz:

Strange in Town 25

Lorenz Glatz:

„Für eine bessere Ordnung“. Buchbesprechung 26

Karl-Heinz Lewed:

White Wild West. Bemerkungen zu Matthias Politycki
und dem Rassismus und Sexismus der Neuen Mitte 28

Maria Wölflingseder:

Ist die Esoterik auf den Hund gekommen? 30

Norbert Trenkle:

Schizophrene Stimmungslage. Der Populismus der
Linkspartei ist das Komplement der neoliberalen Krisenverwaltung 32

Franz Schandl:

Fassadenschau. Inspektionsreisen durch Geschichte und
Gegenwart eines doch seltsamen Landes (2. Teil) 34

Kolumnen

Dead Men Working von Maria Wölflingseder 11

Immaterial World von Stefan Meretz 27

Rückkopplungen von Roger Behrens 31

Unumgänglich von Franz Schandl 40

Rubrik 2000 Zeichen abwärts

Lorenz Glatz (L.G.) 33, 37

Obszönität und Reichtum

von Franz Schandl

Beginnen wir in Belo Horizonte. Immer wenn ein guter Freund, der schon einige Jahr in Brasilien wohnt, auf Österreich-Besuch ist, muss er sich erst wieder daran gewöhnen, dass er hier am Abend ungestört durch die Straßen schlendern kann. In Belo Horizonte ist solches Flanieren praktisch unmöglich. Was sagt uns diese Geschichte? Was zeigt uns die lateinamerikanische Millionenstadt? Eine Vergangenheit? Eine Parallelwelt? Oder aber die Zukunft? Ist es ausgeschlossen, dass sich bei uns ähnliche Zustände durchsetzen können, die anderswo schon als Selbstverständlichkeit empfunden werden? Ich denke, die Schicht der Zivilisation ist dünn, und darunter liegt das nackte Leben und die nackte Gewalt.

Der Kapitalismus ist ein gewaltiges Verhältnis, auch und gerade dann, wenn die Gewalt nicht offen die Akzente setzt. Damit ist weniger das Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten angesprochen, als vielmehr eine allgegenwärtige Gewalt, die sich über die gesellschaftliche Totalität legt und sie prägt, insbesondere dort, wo es gelungen ist, die Gesellschaft mit Waren zu befrieden, und die Gewalt nicht unmittelbar auf den Plan treten muss. Am gewaltigsten ist der Kapitalismus dort, wo die Gewalt überhaupt nicht mehr äußerlich wahrnehmbar ist, weil sie im innersten Wesen der Subjekte eingeherrscht ist. *Die sich beherrschen, fühlen sich nicht mehr beherrscht.* Ihr Zustand ist ihrer sinnlichen Wahrnehmung entzogen. Die Wahrheit geht in ihrer Wirklichkeit unter.

Reichtum und Reichtum

Armut ist strukturelle Gewalt, die Pauperisierung ist fixe Verlaufsform und trifft die schwächsten Glieder wie ein Schicksal. Auch wenn der Einzelne der Armut entgehen kann, die vielen Armen können es nie. Sie gehören dazu, vor allem wenn wir den Planeten als globalen Wirtschaftsraum betrachten. Die Armen sind die systematische Auslese der Minderwertigen. Sie leiden an mangelnder Marktfähigkeit, die einer sozialen Immunschwäche gleicht.

Nicht der Reichtum erzeugt oder erzwingt die Armut, sondern beide sind abhängige Variablen und Positionierungen des gesellschaftlichen Verhältnisses. Sie verhalten sich zueinander über ein sie prä-

gendes Drittes: die Verwertungsprozesse des Kapitals, deren Resultate sie sind, dimensionieren sie. Ihre Stellung, so unterschiedlich sie auch erscheint und ihren Trägern zu- bzw. abträglich ist, folgt realisierten oder eben nicht realisierten Möglichkeiten und Zwängen. Ökonomischer Reichtum meint Glückung an der vorgegebenen Struktur, Armut ist hingegen eine Vernunglückung an und in ihr. Reichtum und Armut kennzeichnen ein Gelingen oder Misslingen an der Form. Manche können es sich ökonomisch richten, andere werden ökonomisch zugerichtet.

Indes, Reichtum ist nicht gleich Reichtum. Der kapitalistische Reichtum ist ein Waren- und Geldreichtum. Er ist letztlich eine kommerzielle Größe. An sich ist Reichtum nichts Obszönes, sondern etwas Schönes. Ziel ist ja die Reichthaltigkeit, die Mannigfaltigkeit des Lebens. Angenehm zu wohnen, gut zu essen und zu trinken, zu lieben und zu genießen, Kontakte zu pflegen, sich um Kinder und Freunde kümmern, Musik zu spielen und zu hören, zu lesen, zu reisen, zu faulenzen und zu werken, nicht einsam und verlassen zu sein, zu stützen und gestützt zu werden, das alles kann oder könnte Leben auszeichnen. Von alledem kann man kaum genug bekommen. Ernst Lohoff schreibt: „Menschlicher Reichtum lässt sich etwas näher als Bedürfnis- und Beziehungsreichtum bestimmen. Der Reichtum einer Gesellschaft wäre demnach daran zu messen, ob und inwieweit sie ihren Mitgliedern erlaubt eine Vielzahl von Bedürfnissen zu entwickeln und ihnen die Voraussetzungen an die Hand gibt, diese auch zu erfüllen und weiter zu verfeinern. Reichtum zielt auf Fülle, also auf Befreiung von Beschränkung und Mangel ab.“¹

Geradezu obszön wird Reichtum dort, wo er mit dem Elend der Vielen einhergeht, d.h., wo er eine Diskrepanz aufmacht. Herbert Marcuse: „Die Gesellschaft ist insofern obszön, als sie einen erstickenden Überfluss an Waren produziert und schamlos zur Schau stellt, während sie draußen ihre Opfer der Lebenschancen beraubt; obszön, weil sie sich und ihre Mülleimer voll stopft, während sie die kärglichen Nahrungsmittel in den Gebieten ihrer Aggression vergiftet und nieder-

brennt; obszön in den Worten und dem Lächeln ihrer Politiker und Unterhalter, in ihren Gebeten, ihrer Ignoranz und in der Weisheit ihrer ausgehaltenen Intellektuellen.“² Die Obszönität des Reichtums korrespondiert mit der Obszönität der mit ihr (aber nicht durch sie!) hergestellten Armut.

Drinne und Draußen

Wolfgang Pohrt schreibt: „Die provozierende Schamlosigkeit des neuen Reichtums, seine Rohheit, dient der Einschüchterung der verarmten Massen, die auch nicht besser sind.“³ Wie sollten sie es auch sein? Zweifellos, sie wollen nichts anderes, sie wollen nur eine andere Position. Darauf fixiert zu sein, aber daran zu scheitern, das zeichnet viele Wohlstandsverlierer aus, und es bildet auch den Grundstock andere Exklusionsbedingungen zu definieren und zu wünschen als die Gesetze des Marktes. Das Subjekt betätigt und befürwortet das Spiel von Inklusion

Bei nebenstehendem Beitrag handelt es sich um ein überarbeitetes und ausgebautes Referat im Zuge eines Forschungsprojekts zum Thema Ethik, das der Autor nach folgender vorgegebener Problemstellung ausgearbeitet hat:

Obszönität des Reichtums: Armut als strukturelle Gewalt: Demütigung, Desperados und Rebellen – Ist die Gegengewalt der sozial Chancenlosen ethisch rechtfertigungsfähig? Erläuterung: Armut ist strukturelle Gewalt. Armutsbedingungen steigern die Gewaltbereitschaft. Ein Autosticker der 1990er Jahre lautete: „Eure Armut kotzt uns an“. Wie gewaltförmig reagieren sozial Ausgegrenzte auf diese ihre Marginalisierung? Wie wird ihre Ausgrenzung und ihre allfällig gewaltförmige Antwort darauf öffentlich sichtbar? Handelt es sich dabei um gerichteten, politischen Widerstand oder um Formen der Verzweiflung oder Autoaggression? Stiftet dieser Widerstand den Beteiligten „Sinn“? Welche Erscheinungsformen des Widerstands lassen sich erkennen und welche Bedeutung haben sie für die gegenwärtige Regulationsweise der kapitalistischen Gesellschaft?

und Exklusion, will zwar exkludieren, aber selbst nicht exkludiert werden. Es befürwortet etwas, wogegen es selbst geschützt werden will.

Der Sozialreformismus der Arbeiterorganisationen ist der (einst erfolgreiche) Versuch gewesen, die Exklusivität des Reichtums zumindest auf nationalstaatlicher Ebene in den Zentren zurückzudrängen. Das war einmal. Der Kapitalismus, hier verstanden als gelingende Verwertung, ist jedoch selbst in einer fundamentalen Krise, er zäunt sich immer mehr ein, nicht Integration zeichnet ihn aus, sondern Desintegration. Die Wohlstandszonen zoomen sich zusammen. Nicht, dass die Menschen reingeholt werden, ist das primäre Problem, sondern dass sie draußen gehalten werden.

Sozialabbau wirkt wie Medikamentenzug bei Kranken. Was ihnen Kraft gibt, also in Kaufkraft versetzt, wird gestrichen oder in der Dosis reduziert. Ihre Abhängigkeit von Markt und Staat bringt sie auf einen verzweifelten Punkt. Zur Zeit ist die Stunde der Placebos ausgebrochen. Manchmal wirken sie sogar. Aber im Prinzip geht es den „Ausgesteuerten“ wie Drogenabhängigen auf Entzug. Wir sind auf Waren abgerichtet, sie nicht haben zu können, ist schlimm. Und Kaufen daher wahrlich eine Sucht, der nicht so leicht zu entkommen ist. Kapitalismus ist auch als System des Waren- und Geldfetischismus zu verstehen und seine Unterworfenen als Fetischdiener. „Die so genannte Konsumentenökonomie und die Politik des korporativen Kapitalismus haben eine zweite Natur der Menschen erzeugt, die sie libidinös und aggressiv an die Warenform bindet.“⁴ Ohne diese Waren und darauf aufbauenden Waren- und Geldbeziehungen ist der Mensch nichts.

Gewaltmonopol und Steuermonopol, Rechtsstaat und Sozialstaat, sie alle verband das Ziel gesellschaftlicher Integration. Dieses Ziel wird sukzessive aufgegeben werden müssen, da die monetäre Basis im Bröckeln begriffen ist. Heute steht vielmehr die Desintegration auf der Tagesordnung. Der maßgeblich von der Arbeiterbewegung erkämpfte Wohlfahrtsstaat war ein weitgehend gesamtgesellschaftlich getragenes Projekt. Er wollte auch jene, die rauszufallen drohen, nicht rausfallen lassen. Das war einmal. Mangels monetärer Masse versuchen öffentliche Institutionen diese Aufgaben abzuschütteln. Der Sozialstaat ist ein sterbender Staat. Und mit ihm auch die Sozialpolitik.

Das Soziale war der Marktwirtschaft nur aufgezwungen. An sich ist die Markt-

wirtschaft *asozial*, da sie Menschen nicht nach Bedürfnissen und Wünschen behandelt, sondern nach ihrem gesellschaftlichen Wert, also ihre Verwertbarkeit, bedient. Sie bringt nicht die Menschen zueinander, sie bringt sie gegeneinander auf. Nicht Menschsein, sondern Käufer und Verkäufer zu sein charakterisiert das bürgerliche Subjekt. Lebensfähigkeit meint Geschäftsfähigkeit. Charaktermasken ihrer Waren stehen sich am Markt gegenüber.

Armut als Schande oder: Tod den Elenden!

Es gibt kaum eine größere Schande als arm zu sein, weder Krankheit, Leid, ja nicht einmal Krieg werden bei aller Bedrohung als Schande empfunden. Armut schon. *Armut schändet*. Sie ist ihren Trägern nicht bloß äußeres Merkmal, besser eigentlich: Mahnmal, sondern sie ist innerstes Wesen, die Personen prägend. In einer Gesellschaft, die vom Wert beherrscht wird, kann sich der Arme nur als minderwertig fühlen. Der Satz „Armut ist keine Schande“ ist dezidiert falsch.

Dass man Armut zum Speiben findet, ist schon berechtigt, doch seit der Satz „Eure Armut kotzt uns an“ als Verachtung der Armen gilt und eben nicht der Armut, drückt er nichts aus als die Arroganz der Mehrhaber gegen die „Minderleister“. Ein Makel der Gesellschaft erscheint als Makel der Leute, die von ihm befallen sind. Da laufen welche mit zerschissenen Kleidern durch die Gegend, sitzen bettelnd in den U-Bahnstationen und verärgern die Touristen in den Fußgängerzonen. Sie stören die Kreise, sie sind schwer zu kontingentieren und zu platzieren. Sie sind einfach lästig. Warum sollen wir sie uns anschauen müssen?

Schon die klassische politische Ökonomie zerbrach sich den Kopf, was man mit den Armen anstellen sollte. Ihre Muster erinnern einen durchaus an die aktuellen Debatten über so genanntes Schmarotzertum. David Ricardo: „Es ist eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit, dass die Annehmlichkeiten und das Wohlergehen der Armen nicht auf die Dauer sichergestellt werden können ohne ihre eigene Einsicht oder ohne ein Bemühen der Gesetzgebung, ihr zahlenmäßiges Wachstum zu regulieren und die Zahl früher und unüberlegter Heiraten zu beschränken. Die Wirkung der Armengesetzgebung war dem direkt entgegengesetzt.“⁵ Die Armen müssen also kurz gehalten werden.

Und ein Zeitgenosse Ricardos, sein Gegenspieler und Freund, ein gewisser

Thomas Malthus schreibt: „Da die Bevölkerung unaufhörlich die Subsistenzmittel zu überschreiten strebt, so ist die Wohltätigkeit eine Narrheit, eine öffentliche Aufmunterung für das Elend. Der Staat kann daher nichts tun als das Elend seinem Schicksal zu überlassen und höchstens den Tod der Elenden erleichtern.“ Marx dazu: „Mit dieser menschenfreundlichen Theorie verbindet das englische Parlament die Ansicht, dass der Pauperismus das *selbstverschuldete Elend der Arbeiter* sei, dem man daher nicht als einem Unglück zuvorzukommen, das man vielmehr als ein Verbrechen zu unterdrücken, zu bestrafen habe. (...) Endlich wurde das Elend als die Schuld der Elenden betrachtet und als solche bestraft.“⁶ Klingt das nicht alles sehr modern?

Minderwert und Unwert

Gradmesser bürgerlicher Exponate (Personen wie Sachen) ist das Geld. Es drückt die Gewalt des Einzelnen am Markt aus. „Natürlich ist Geld in unserer Gesellschaft noch immer ein Wertmaßstab für die eigene Person“, sagt die Meinungsforscherin Helene Karmasin. „Der Kontostand gilt ja im professionellen Bereich noch als qualitative (sic!, F.S.) Aussage über den Menschen.“⁷

Wie muss sich eins fühlen, wenn es solcherlei ernst nimmt? Aber es ist die herrschende Sicht, die hier ausgesprochen wird, nichts anderes, und sie wird im Allgemeinen sehr ernst genommen, denn sie ist ernst. Die böse Wahrheit der Gesellschaft lautet: *Wie viel jemand verdient, sagt aus, was eins verdient*. Und zwar im Sinne von zusteht. Einkommen ist wie ein Anteilsschein, der die gesellschaftliche Teilhabe reguliert. Und das wird gespürt. Auch wenn es nicht begriffen wird, hat es einen ergriffen, ja regelrecht im Griff. Robert Musil lässt über das Geld sagen: „Es ist vergeistigte Gewalt, eine geschmeidige, hochentwickelte und schöpferische Spezialform der Gewalt. Beruht nicht das Geschäft auf List und Zwang, auf Übervorteilung und Ausnützung, nur sind diese zivilisiert, ganz ins Innere des Menschen verlegt, ja geradezu in das Aussehen seiner Freiheit gekleidet?“⁸ Wenn der eine Sohn des Handlungsreisenden in Arthur Millers wohl bekanntestem Stück zum anderen sagt: „Das Problem ist, wir haben nicht gelernt hinter dem Geld her zu sein“⁹, dann ist der zentrale Defekt ausgesprochen, aber nicht jener der Gesellschaft, die das verlangt, sondern jener der Individuen, die auf Gedeih und Verderb ihr ausgeliefert sind.

Schlimm ist, dass Menschen nichts wert sind, aber schlimmer noch ist, dass Menschen überhaupt etwas wert zu sein haben. Dass eine ökonomische Abstraktion – der WERT! – diese Gesellschaft beherrscht und die Rangordnungen der Mitglieder vorgibt. Dass sie wie selbstverständlich auf dieser Skala sich offenbaren müssen. Jede Kaufentscheidung ist Ausdruck dieses Zwangs. Geld dimensioniert Verfügungsgewalt.

Vor dem Geld sind alle Menschen gleich, aber durch das Geld erhalten sie verschiedene Wertigkeiten. Natürlich ist die monetäre Differenz einer radikalen Kritik zu unterziehen. Aber eben einer radikalen, die einhergeht mit einer umfassenden Abrechnung verschiedener Wertigkeiten menschlicher Tätigkeit. Bedingungen sind zu thematisieren, nicht bloß deren Auswüchse. Die Kritik an den Einkommensdifferenzen (etwa gar noch als unsägliche Privilegiendebatte) hat zu einer des *Einkommens*, ja zu einer Kritik von Arbeit und Geld aufzusteigen. Bleibt sie darunter, dann ist sie der Bodensatz, der es ermöglicht, die soziale Frage als populistische Veranstaltung zu inszenieren. Das Spiel „Wem schneiden wir was weg?“ hat kannibalistische Züge.

Indes, Geld wird heute nicht kritisiert, sondern eingefordert. Oft sind es zwei Grundeinstellungen, die viele bürgerliche Subjekte kennzeichnen: Erstens das *Geldphantasma*: Geld ist genug da. Zweitens das *Gerechtigkeitsphantasma*: Eins selbst bekommt stets zu wenig Geld. Aus der Koppelung dieser seltsamen, aber hartnäckigen Überzeugungen folgt dann die Projektion, dass es da jemanden geben muss, der ungerechtfertigterweise zuviel abzockt. Irgendwer ist schuld, zu gierig, schaut auf Privilegien, plündert die Sozialkassen etc. – Viele wollen sich nun vor der Konkurrenz schützen, indem sie andere Markt- und Sozialkonkurrenten (Ausländer, Sozialschmarotzer, Bürokraten, Politiker, Banken, Spekulanten, Juden) stigmatisieren und diese aus der Konkurrenz bzw. den sozialen Leistungen ausschließen oder doch abdrängen wollen. Sie möchten ihren sozialen Status sichern oder verbessern, indem sie nach politischer Abwertung anderer Gruppen schreien. Der Selektion am Markt werden alternative Selektionen gegenübergestellt. Konkurrenzsubjekte verfolgen Konkurrenzsubjekte als Sündenböcke.

Kannibalistische Konkurrenz gibt es natürlich nicht nur als Individuum gegen Individuum, Betrieb gegen Betrieb, Supermarkt gegen Supermarkt, Standort

gegen Standort, Staat gegen Staat, sondern zunehmend auch als ein irres Gerangel öffentlicher Körperschaften um die Beute am Bürger. Gelegentlich kommt es da zu nicht beabsichtigten Folgen, kleinen und größeren Havarien. Denn, wo die einen zugreifen, können die anderen es nicht mehr oder sind sogar gesetzlich gezwungen hier einen Ausgleich zu schaffen. Die Kampfzonen erfassen ein Gebiet nach dem anderen. Wir erleben gegenwärtig die Zurückdrängung der Nischen und geschützten Zonen. Nicht „Die Welt ist eine Ware“ soll gelten, sondern umgekehrt: Alles hat Ware zu werden!

Wertlose Arbeitslose

Was sich nicht rechnet, ist im Kapitalismus zum Untergang verurteilt. Ökonomisch betrachtet sind daher auch Leute, die sich nicht rechnen, unnützlich. Und immer mehr fallen die Schranken, sie nicht auch als Überflüssige zu verfolgen. Arbeitsmarkt und Politik behandeln Betroffene zusehends als zu kriminalisierende Elemente. *Arbeitslos heißt wertlos*. Erstens kann man sich nicht mehr verkaufen und daher nicht kaufen (oder nur sehr wenig), zweitens bedeutet das auch einen immensen Verlust an Würde und Akzeptanz. Der Begriff „erwerbslos“ macht es noch deutlicher, dass eins im kommerziellen Wettbewerb nicht mithalten und bestehen kann. Doch das ist die zentrale Anforderung an alle Mitglieder dieser Gesellschaft. Arbeitslosigkeit versteht sich als soziale Nichtung, ist Degradierung und Deklassierung. Jene sind nicht einmal mehr Proletarier.

„Ich bin nichts!“ „Es geht nichts!“ „Aus mir wird nichts!“ So wird es empfunden, so tritt es auf, so ist es tatsächlich. Wohl gemerkt, hier und jetzt unter den Gesetzen des Kapitals, die nicht bloß Struktur bestimmen, sondern ebenso das Denken und die Gefühle. Die Folge ist eine extensive Getriebenheit der Subjekte, angehalten sich zu verwerten (und andere zu entwerten), um ja nicht unterzugehen. Zumutung transformiert sich in Selbstzumutung. Der Knecht ist sein eigener Herr und zu ihm gibt es keine Distanz, er haust im selben Körper. Es herrscht Zucht durch Selbstbeherrschung.

Der Fragesatz „Was bist du?“ oder „Was willst du werden?“ drückt aus, was einen am anderen primär zu interessieren hat: Die erreichte oder die angestrebte Stellung. Nicht er oder sie selbst, sondern Funktion, Rolle, Karriere. Du bist ein Nichts, wenn du nichts bist. Das Problem

ist hier, dass da Biomasse entsteht, die frisst, aber nicht verwertbar ist. Sie muss durchgefüttert werden. Und das ist im Kapitalismus wie alle anderen Fragen eine Kostenfrage. Können wir uns das leisten? Nicht erst irgendeine Antwort ist unerträglich, unerträglich ist schon, dass solch eine Frage überhaupt gestellt werden kann. Sie ist eine typische Lupus-Frage: Fressen oder gefressen werden.

Die sozialdarwinistische Faustregel lautet: Die, die nicht durchkommen, sollen umkommen. Ihr Leben ist nicht lebenswert, also lebensunwertes Leben. Eben dieser Doppelsinn drückt eine irre Identität aus, die einen das Fürchten lehrt. Richtig dechiffriert verkündet das Wort „lebenswert“ nicht anderes als Leben für den Wert, was weiters meint: ein Leben im Zeichen des Werts führen zu müssen, aber auch zu können. Es ist tückisches Vokabular, das wir da sprechen.

Angst und Entsicherung

Für diese Gesellschaft gilt: Gefühlshaushalt und Haushalteinkommen korrespondieren. Die Disqualifizierung am Markt, die Drangsalierung beim Arbeitsmarktservice, das und vieles mehr zerstört Menschen. Die zentrale Angst, aber auch der negative Antrieb des bürgerlichen Individuums ist die Furcht vor der Wertlosigkeit. Die Angst funktioniert wie ein Stachel im Fleisch der Warensubjekte, die sich auf den Markt tragen um sich als Äquivalent in Wert zu setzen. „Ich tausche, also bin ich!“, so der Ur-schrei des kapitalistischen Subjekts.

Angst wird zum wohl vorrangigen, verdrängten, aber immer weniger verdrängbaren Gefühl: Angst um den Arbeitsplatz, Angst um die Aufträge, Angst um den Verlust der Sozialtransfers, Angst vor nicht getätigter bzw. nicht erhaltener Zahlung, Angst das Niveau zu halten, Angst vor der Konkurrenzsituation, Angst vor den Ansprüchen von Partnern, Kindern, Verwandten und Bekannten. Alle stehen unter dem Druck der In-Wert-Setzung. Sie macht Menschen zu rohen und gemeinen Wesen. Angst verdirbt das Leben, macht es bitter. Angst ist ein schlechter Geselle und Ratgeber. Sie erzwingt Anpassung, Unterwürfigkeit und Erniedrigung. Der Kapitalismus ist das System organisierter Ängstigung.

Gehen die Rechnungen nicht oder selten auf, kann nur Apathie oder Aggression folgen, zumindest dort, wo es keine weitergehenden Aussichten gibt. Die Unhaushaltbarkeit der Verhältnisse bricht sich Bahn, aber nicht indem sie bewusst wird,

sondern weil es ganz einfach für viele Einzelne nicht mehr durchstehbar ist. Reflexartige Entladungen werden sich häufen. Das unbegriffene Unaushaltbare tendiert zum falschen Befreiungsschlag.

Die psychischen Verarbeitungen der Zumutungen liegen meist auf der gleichen Ebene wie diese. Bedrohte bedrohen. Eliminierte eliminieren. Opfer opfern. Gemobbte mobben. Das haben sie gelernt. Darauf sind sie trainiert. Warum sollen sie auf einmal andere Absichten hegen? Sie funktionieren auf der Ebene weiter, die sie disfunktionalisierte. Sie sind Konkurrenzsubjekte ohne Chance auf Durchsetzung. Doch was nun tun, wenn die letzten sozialen Stricke reißen? Sich einen Strick kaufen? Es wieder und wieder versuchen? Sich dem Schicksal ergeben? Kapitulieren? Sich ansaufen? Das Arbeitsamt stürmen oder ein Länderparlament und wahllos um sich schießen? Beschädigte wollen schädigen um sich zu entschädigen. Koma kippt in Amok.

Freilich ist die Angst verpönt. Wer Angst hat, gilt als Schwächling. Sekundäre Angst ist Angst vor der Angst. Wir leben in einer Situation, wo Leute Angst haben ohne

Angst haben zu dürfen. Verdrängung herrscht nicht nur in der Konkurrenz, Verdrängung herrscht auch in den Psychen der Konkurrenten. Nichts ist tödlicher als diese Anästhesie des Soseins. Ich bin ganz entschieden dafür, für die Zulassung der Angst zu kämpfen, ansonsten habe ich Angst, dass jene, die ihre Ängste nicht mehr aushalten, gierig in die Kiste der falschen Wünsche greifen. Das ist dann schon ziemlich beklemmend. Übungen in diese Richtung erleben wir ja permanent.

Angst wird größer, wo die Sicherheiten schwinden. Konnte der von der Arbeiterbewegung wesentlich mitgeprägte Fordismus in Europa als Ära des Versuchs einer sozialen Absicherung gelten, so leben wir nun in Zeiten der *Entsicherung*. Vor allem so genannte atypische Beschäftigungsverhältnisse bescheren uns immer mehr prekäre Zustände. Das berechnende Subjekt kann sich auf nichts mehr so richtig verlassen, außer dass es Ausgaben hat, die durch Einnahmen zu decken sind. Eine unmittelbare Korrespondenz ist aber immer weniger gegeben. Das berechnende Subjekt wird entsprechend seiner unberechenbaren Lage unberechenbar.

Zu Monatsbeginn einen fixen Betrag am Konto aufscheinen zu sehen, wird seltener. Typisch ist der tendenzielle Verfall regelmäßiger Zahlungen im Geschäftsleben ebenso wie die hohe Fluktuation bei den Einkommen so genannter neuer Selbständiger. Die Erleichterung, wenn auf einmal Geld überwiesen ist, jeder Freelancer kennt sie.

Die Entsicherung ist Zeichen der Erschütterung der Struktur in ihren Grundfesten, nicht bloß Folge unglücklicher Kräfteverhältnisse, sondern Ausdruck eines maroden Systems, das immer weniger gewähren und leisten kann und jetzt auch noch dieses offensichtliche Unvermögen in einen positiven Unwillen übersetzt. „Grundsätzlich muss Vorsorge Vorrang vor Fürsorge haben“,¹⁰ heißt es im Regierungsprogramm von ÖVP und FPÖ aus dem Jahr 2000. Jeder soll schauen, wo er bleibt. Jeder ist seines Unglückes Schmied, verkündet das positive Denken.

Entsicherte Subjekte jedenfalls können nur überleben, wenn sie selbst beinhaltet agieren. Wollen sie von den (neuen) Märkten nicht ausgespuckt werden, müssen sie sich zu kleinen Konkurrenzmonstern entwickeln. Es ist nicht der freie Atem, den das bürgerliche Subjekt, der so genannte freie Bürger, atmen darf, es ist asthmatisches Hecheln. Die Angst, unter die Räder zu kommen, wird größer. Es gilt daher schnell, schlau und verschlagen zu sein. Vor allem aber rücksichtslos. Jeder gegen jeden bedeutet auch: Niemand traut jemandem, keiner vertraut einem. „Geld zerstört Freundschaft“, lautet eines der klügeren Sprichworte. Und das Leben ist voll mit solchen Erfahrungen.

Entsichert meint also mehr als verunsichert (nicht versichert bzw. unsicher), entschert meint auch, dass die flexiblen Subjekte unter Spannung stehen, geladen sind, bereit sein müssen zu schießen, zumindest im Kampf der Konkurrenten andere abzuschießen. Das Instrumentarium, das ihnen aufgezwungen wird, ist ein aggressives. Entsichert beschreibt einen Zustand, wo der Verunsicherte zu einem Verunsicherter wird. Er tendiert zu unberechenbaren Reaktionen. „Dem hat es die Sicherungen durchgehaut“, heißt einer der Alltagssprüche oder: „Mir sind die Sicherungen durchgebrannt.“ Am Ende solcher Entwicklungen stehen dann Bandenbildung und Amokläufer. Es besteht die Gefahr, dass, wenn die Verwertung und ihre Besteuerung nicht mehr garantiert werden können, die bürgerliche Gesellschaft in einen „molekularen Bürger-

Schluss mit Jammern!*

DEUTSCHLAND BRAUCHT MEHR OPTIMISMUS

Reformstau, Finanznot, Wirtschaftskrise – nicht nur die Medien titeln zunehmend mit diesen Schlagwörtern. Auch in den Köpfen vieler Menschen machen sich angesichts der aktuellen wirtschaftlichen und konjunkturellen Lage zunehmend Depressionen breit. „Schluss mit dem Jammern!“, fordern deshalb Experten aus Wissenschaft, Wirtschaft und Medien: Am 29. April 2003 zeigen sie in der Reihe TALK IM FORUM im SiemensForum Erlangen neue Wege auf, wie innovative Ideen und kreative Ansätze zur Lösung unserer Probleme beitragen können.

Eine Mischung aus Hysterie, Pessimismus und „Katastrophismus“ ist über Deutschland hereingebrochen: In den Medien häufen sich Schlagzeilen, in denen von Niedergang und Desaster die Rede ist und nach Schuldigen für die angebliche Misere gesucht wird. Auf der Suche nach dem „Schwarzen Peter“ befinden sich momentan auch die deutschen Parteien, die sich mit populistischen Schuldzuweisungen in die Medien drängen. Von Reformwillen und dem

Mut zu Visionen ist auch hier wenig zu spüren. Selbst deutsche Unternehmer und Wirtschaftsleute werden nicht müde, über die „Wirtschaftskrise“ zu klagen und andauernde Stagnation und Rezessionen zu prognostizieren. Fest steht: Die Gesellschaft verändert sich immer wieder. Dieser Wandel macht das Leben jedes Einzelnen nicht immer leichter und stellt uns momentan vor große Herausforderungen.

Jammern hilft nichts – im Gegenteil: Jammern erzeugt ein Klima der allgemeinen Unsicherheit, Angst und Depression, das eine positive Auseinandersetzung unmöglich macht und neue Vorschläge hemmt. Experten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Medien fordern deshalb schon lange ein Ende der Pessimismus-Debatte. Im SiemensForum Erlangen räumen sie auf mit falschen Tatsachen und Panikmacherei.

* Dokumentiert nach: Siemens AG, Press Office. Regionale Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. An die Politikredaktionen. Erlangen, 16. April 2003

krieg“ (Hans-Magnus Enzensberger) zerfällt, dass menschliche Kommunikation sich auf ihren Gewaltkern konzentriert.

Gewaltpole

Der Begriff des Desperados scheint mir durchaus geeignet, bestimmte Verlaufsformen sozialer Degradierung und ihrer beschränkten Gegenwehr zu beschreiben. Der Desperado will etwa durch alternative Inklusion (z.B. Diebstahl) selbst seine Zugehörigkeit durch Ungehörigkeit demonstrieren. Der brutalen Exklusion versucht er durch eine brachiale Inklusion zu begegnen. Das hat mit Emanzipation nichts zu tun, sondern ist Regression, noch dazu eine, die die Macht zusätzlich legitimiert, indem sie den Wunsch befördert, gegen diese wie alle anderen Abweichungen vorzugehen.

Die gemeinen wie die organisierten Diebe sind nur bedingt Outlaws, man möge sie nicht als Rebellen verklären. Sie machen etwas außerhalb um innerhalb bleiben zu können. Sie erpressen und stehlen um kaufen zu können. Sie negieren in einem Moment etwas, um sich in allen anderen Momenten positiv draufbeziehen zu können. Sie verherrlichen das Privateigentum, das sie sich aneignen. Historisch erscheinen sie wie zu spät gekommene Nachläufer der so genannten ursprünglichen Akkumulation.

Das Zereißeln der sozialen Netze erweist sich als Verstärker krimineller Energie. Gewaltbereitschaft nimmt zu, wo die politischen und sozialen Mechanismen versagen. *Marod* bedeutet, dass etwas zwar noch existenzfähig ist, aber kaum noch entwicklungsfähig. So würde ich den allgemeinen Zustand der Gesellschaft begreifen. Eine marode Gesellschaft erzeugt Marodeure. Eine Verbindung von Marodeuren zum Zweck des Marodierens nennt man *Bande* (gang, racket). Die Bande ist die praktische Inversion der Emanzipation. Sie kennt Konsequenz, aber nicht Perspektive. Diese Gewaltbereitschaft ist nicht umstürzlerisch, sie trägt *usurpatorischen Charakter*. Ziel ist die Beute.

In Zeiten, wo alles privatisiert werden soll, privatisiert sich auch die Gewalt. Gewaltpole lösen Gewaltmonopole auf und ab. Jene funktionieren wie outgesourcte Ministaaten, wie überhaupt eine substantielle Identität von Staat und Bande behauptet werden soll. Staaten sind Banden im großen Maßstab. Banden bilden nicht bloß die Keime von Staaten, sie sind auch deren letzter Fluchtpunkt. Betrachten wir

etwa das Schutzgeld. Es bedeutet nichts anderes als die Privatisierung von Steuer und Sozialleistung. Anstatt des Steuermonopols haben wir nun *Steuerpole*, wie wir anstatt des Gewaltmonopols *Gewaltpole* haben. Intern wird die Bande durchaus nach Regeln funktionieren, die wieder an ihren großen Bruder, den Staat erinnern. Dass jeder jeden bestiehlt, hält keine Bande aus geschweige denn zusammen. Wobei Banden fragile Gebilde sind. Stets selbst den Erosionsprozessen ausgesetzt sind sie Zusammenkünfte mit beschränkter Haltbarkeit und Dauer.

Widerstand oder Aufstand

Die Ohnmacht schreit: „Wir haben keine Chance, aber wir nützen sie“. Eigentlich ist das eine blöde Phrase, das Kapital sagt seinen Unterworfenen nichts anderes. Der Traum des Einzelnen basiert zwar erstens auf der realen Chance, zweitens aber auf der Verdrängung der Gesamtchancen. Die Zahl der Chancenlosen steigt mit den verschwundenen Chancen. Schlimmer als die falsche Hoffnung erscheint freilich noch die blanke Hoffnungslosigkeit. Eine wirkliche Perspektive gibt es erst, wenn man

Fürs Jammern

Angeblich jammern die Leute, insbesondere die Deutschen, zuviel. Das ist Unsinn. Wo die Welt ein Jammertal ist, kann gar nicht genug gejammert werden. Wer nicht jammert, das gilt es ganz kategorisch festzuhalten, ist krank. Der Jammer ist zu bejammern, was denn sonst. Das Problem ist also überhaupt nicht, dass gejammert wird, sondern lediglich, dass erstens das Jammern beim Jammern verbleibt, Ventil ist, selbst nicht zum Zündfunken von Reflexion und Kritik wird. Und zweitens, wie gejammert wird: Das Jammern ist in der Unart seines Gegenstands befangen. Schon aus diesem Grund hat es nichts Befreiendes an sich, wirkt selbst beklemmend, mehr als eigene Störung denn als Störung des Störenden.

Die Aufgabe der Kulturindustrie und aller sonstigen Ideologie-Regimenter besteht darin, uns das Jammern auszutreiben. „Nur nicht jammern“, wer kennt ihn nicht, diesen Satz. „Bloß nicht lamentieren!“, verkündet auch das positive Denken, das nichts anderes will als das Negative positiv deuten und ja keine weitergehenden Überlegungen anstellen. Positiv denken meint das Negative gut zu heißen. Die Allmacht der Affirmation liegt darin, dass tagtäglich von allen Gesellschaftsmitgliedern positiv, d.h. ganz im Sinne der herrschenden Matrix und ihrer Vorgaben, gehandelt werden muss. Die Analogisierung funktioniert auf der Ebene, dass das, was geschieht, wohl schon seinen Sinn haben muss, denn sonst würde es ja nicht passieren. Positives Denken regiert auch die Köpfe der Kritiker.

Schon von Kindesbeinen an werden wir trainiert, nicht nur etwas auszuhalten (das ist durchaus sinnvoll), sondern alles durchzuhalten. Das Leben gilt es nicht zu

leben, sondern die Zumutungen zu überstehen. Man denke bloß an Dumm-sprüche wie: „Ein Indianer kennt keinen Schmerz.“ Keinen Schmerz kennen zu wollen, bedeutet auch, ihn ungehemmt verbreiten zu dürfen, da man ja den anderen ebenso zumutet, was einem zugemutet wird. Das Unzumutbare sich und anderen anzutun ist ein bürgerlicher Imperativ. Wir müssen uns zusammenreißen. In doppeltem Wortsinn. Wir sind abgestumpfte Unwesen sondergleichen. Das ist freilich unerträglich und darf auch nicht akzeptiert werden. Der Mensch ist nicht so, aber er wurde so abgerichtet.

Wenn es dem bürgerlichen Subjekt schlecht geht, dann hat es gelernt, dieses Gefühl entweder umzuinterpretieren oder zu verdrängen. Es darf nicht sein. Schon die Alltagsfrage „Wie geht es dir?“ funktioniert als rhetorische Frage, die nur eine Antwort zulässt: Gut hat es einem zu gehen, was denn sonst. Die Erkundigung nach dem Befinden ist keine nach der Befindlichkeit, sondern eine Kontrollfrage die gesellschaftliche Rolle betreffend. Eine Floskel, die schon die Antwort vorwegnimmt.

In einer falschen Gesellschaft wird auch falsch gelitten. Es gilt, das Leiden an sich heranzulassen (es ist ja auch da!), sich ihm aber nicht zu überlassen. Nur das Anerkannte kann negiert werden, nicht das Verleugnete. Den Jammer ernst nehmen, sich aber nicht ihm hinzugeben, das ist keineswegs eine leichte Aufgabe. Da mag die Verdrängung näherliegend sein. Wir sind konditioniert den Jammer zu ertragen, aber das Jammern nicht ertragen zu wollen. Umgekehrt wäre besser: Die Leute sollen also nicht einfach mit dem Jammern aufhören, sondern Zustände schaffen, damit sie mit dem Jammern aufhören können. Wer dialektisch denkt, denkt heute so: Nein zum Jammer, ja zum Jammern! F. S.

sich der Hoffnungslosigkeit und Trostlosigkeit bürgerlicher Existenz stellt, sie weder verdrängt, aber auch nicht als Schicksal akzeptiert. Erst wenn dieser Horizont nicht mehr als Grenze hingenommen wird, kann sich ein neuer öffnen. Und das gilt für *alle*, nicht nur für die, die unter die Räder kommen, sondern auch für jene, die diese überfahren.

Was eint Großindustrielle, Sozialhilfempfeänger und Diebe? Nun, sie alle wollen Geld. Ich will nun diese Ergänzungsfrage zu einer Entscheidungsfrage machen. Es geht darum, dass alle *keins* mehr wollen. Hier liegt der paradigmatische Bruch: Bezahlt wird nicht. Gekauft wird nicht. In Wert gesetzt wird nicht. Negatives Denken ist gefordert. Kooperation statt Konkurrenz ist angesagt. Emanzipation im Geist beginnt dort, wo das elementare Verlangen nach Geld hinterfragt und in Frage gestellt wird. Das Spiel von kommerzieller Exklusion und Inklusion ist zu überwinden. Das sind nun zwar keine Tageslosungen, aber es sind Forderungen der Zeit, selbst wenn oder gerade weil das alltägliche Handeln anders aussieht. Die „große Weigerung“ wie Marcuse sie nannte, sie muss denkbar werden. Wir müssen aufhören uns Güter als Waren und Menschen als Charaktermasken vorzustellen. In letzter Konsequenz geht es um die Dekommerzialisierung, um die Dekommodifizierung und um die Demonetarisierung aller gesellschaftlichen Beziehungen.

Problematisch hingegen ist die Kategorie des *Widerstands*. Sie ist nämlich ein inhärenter Begriff und kein transformativischer. Politischer Widerstand meint gegen etwas zu drücken, was gegen einen drückt. Der Widerstand ist eine Resultante dessen, was ihn hervorbringt. Er ist also Bestandteil eines immanenten Kräfteparallelogramms und er bewegt sich auch ganz auf dieser Ebene. Er ist Reaktion, ein Dagegenhalten, erster Schritt, aber nicht mehr. Widerstand richtet sich jedoch nicht gegen das Spiel, im Gegenteil, man will sich besser im Spiel positionieren. Der Kampf der Interessen um ökonomische Verteilung in der Gesellschaft ist selbst destruktiv. Was als unmittelbare Notwendigkeit sich aufdrängt, wird zu einem ideologischen Fallstrick, weil durch die Affirmation der Form die generelle Destruktivität theoretisch unbegriffen und praktisch unangegriffen bleibt. Der Widerstand teilt die Voraussetzungen seiner Auseinandersetzung als eherne Bedingungen, er will diese gar nicht außer Kraft setzen. Nicht Widerstand ist ange-

sagt, sondern *Aufstand*. Nicht: Wir wollen uns das nicht gefallen lassen, sondern: Wir wollen anstellen, was uns gefällt. Widerstand meint Reaktion, Aufstand meint Aktion!

Perspektivisch zu diskutieren heißt, auf der Ebene des Wollens zu debattieren, nicht in der staatlich zugelassenen Sphäre des Dürfens. Eine radikale transvolutionäre Potenz (und es ist auch fraglich, ob man sich diese noch als soziale Bewegung denken soll) hat die Fragen zu stellen, nicht sie sich stellen zu lassen. Weniger wichtig erscheint allerdings die Frage wie sich ein Aufstand legitimiert. Als *enorme Setzung* liegt er jenseits obligater Kriterien. Viel wichtiger ist es den Kapitalismus zu delegitimieren. „Die Legitimitätsfrage ist vielmehr von vornherein offensiv zu wenden. Wenn die kapitalistische Ordnung die gesellschaftliche Reproduktion nicht mehr vorsieht, welchen Grund gibt es dann für den Kotau vor ihrer Logik? Emanzipatives Denken fängt nicht dort an, wo Menschen aus Respekt vor der Heiligen Kuh des Geldes die vier Grundrechenarten verlernen und phantasieren, ‚Geld sei ja genug da‘, um sich als die besseren Maschinisten des kapitalistischen Gesamtbetriebs zu imaginieren. Emanzipatives Denken streicht vor allem anderen das Finanzierbarkeitsparadigma als das Kriterium aller Kriterien durch.“¹¹

Mit ethischen Rechtfertigungen sollte man sich nicht allzu stark belasten. Die Zulässigkeitskriterien sind nicht jene, die anhand bürgerlicher Kategorien zu debattieren sind, vor allem sind deren Verbote nicht Handlungsanleitung, geschweige denn vorausgesetzte Moral. Wo die bürgerliche Normalität in das menschlich Anormale rutscht, ist das Enorme in Bewusstsein und Tat die Kraft der Transvolution. Gewalt ist ein Faktor, der nicht verdrängt werden soll, vor allem soll man sich nicht in Bekenntnissen ergehen, sondern die (versteckte) herrschende Gewalt zum Gegenstand der Kritik machen. Gewaltfreiheit ist nicht als Anerkennung des Gewaltmonopols zu übersetzen. Gewaltfreiheit ist zwar unbedingtes Ziel, aber bloß bedingtes Mittel, d.h., es kann nicht auf ihre Ausschließlichkeit gesetzt werden. Das wäre unredlich. Da steht man dann mit hilflosem Unverständnis vor den zu erwartenden Eskalationen. Der stete Versuch, auf alle Auseinandersetzungen befriedend einzuwirken, bedeutet auch zu wissen, dass das aufgrund ihrer Dynamik nicht immer gelingen kann.

Das Grundproblem ist aber, dass die gesellschaftliche Opposition unermüdlich meint, es ginge auf dieser Basis von Wert und Geld, von Arbeit und Demokratie, Sozialstaat und Rechtsstaat, Freiheit und Gerechtigkeit schon weiter, ließe man die Richtigen das Richtige machen. Immerwährend glaubt sie an den politischen Eingriff, ja an die große Stiftung der Politik. „Der politische Verstand ist eben politischer Verstand, weil er innerhalb der Schranken der Politik denkt. Je geschärfter, je lebendiger, desto unfähiger ist er zur Auffassung sozialer Gebrechen.“¹² Das schreibt der junge Marx und der junge Engels präzisiert: „Aber die bloße Demokratie ist nicht fähig, soziale Übel zu heilen. Die demokratische Gleichheit ist eine Chimäre, der Kampf der Armen gegen die Reichen kann nicht auf dem Boden der Demokratie oder der Politik überhaupt ausgekämpft werden.“¹³

Anmerkungen

- 1 Ernst Lohoff, *Zur Dialektik von Mangel und Überfluss, krisis* 21/22 (1998), S. 57.
- 2 Herbert Marcuse, *Versuch über die Befreiung, Frankfurt am Main 1969*, S. 21-22.
- 3 Wolfgang Pohrt, *Brothers in Crime. Die Menschen im Zeitalter ihrer Überflüssigkeit. Über die Herkunft von Gruppen, Cliques, Banden, Rackets und Gangs, Berlin 1997*, S. 83.
- 4 Herbert Marcuse, *Versuch über die Befreiung*, S. 26.
- 5 David Ricardo, *Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung (1821), Marburg 1994*, S. 91-92.
- 6 Thomas Robert Malthus; zit. nach Karl Marx, *Kritische Randglossen zu einem Artikel eines Preußen (1844)*, MEW, Bd. 1, S. 398.
- 7 *Der Standard*, 5. Jänner 1997.
- 8 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften (1930)*, Reinbek bei Hamburg 1987, S. 508.
- 9 Arthur Miller, *Tod eines Handlungsreisenden, Frankfurt am Main 1988*, S. 19.
- 10 Zit. nach Emmerich Tálos, *Vom Siegeszug zum Rückzug. Sozialstaat Österreich 1945-2005. Innsbruck-Wien-Bozen 2005*, S. 60.
- 11 Ernst Lohoff, *Out of Area – Out of Control. Warengesellschaft und Widerstand im Zeitalter von Deregulierung und Entstaatlichung, Streifzüge, Nummer 32, November 2004*, S. 16.
- 12 Karl Marx, *Kritische Randglossen zu einem Artikel eines Preußen (1844)*, MEW, Bd. 1, S. 402.
- 13 Friedrich Engels, *Die Lage Englands (1844)*, MEW, Bd. 1, S. 592.

Arbeit ist ein magisches Wort*

von Dimitré Dinev

Arbeit war das erste Wort, das Spas auf Deutsch gelernt hatte. Es war weder das Wort Liebe noch das Wort Hoffnung, geschweige denn Glaube. Denn ohne Arbeit gab es nichts als Angst. Dies war das Wort am Anfang. Erst dann kamen die vielen anderen. So war es für jeden Flüchtling. Warum sollte es für Spas anders sein? Er war ja auch einer. Er war vor elf Jahren aus Bulgarien geflüchtet, voller Liebe, Hoffnung und Glauben. Er wollte in Wien leben, lieben und geliebt werden. Also kam er. Niemand kannte ihn, niemand wartete auf ihn. Aber man wusste schon, dass viele wie er kommen würden. Man war vorbereitet. Für solch plötzliche Besucher gab es Anstalten. Es gab das Lager Traiskirchen. Man wies ihm den Weg dorthin. Spas war glücklich. Er war endlich dort angekommen, wo er erwartet wurde. Er war aber leider nicht der Einzige. Viele waren schon da, noch mehr kamen. Alle mit derselben Hoffnung, mit demselben Glauben. Und alle wollten das gleiche wie er. Menschen sind gleich, egal woher sie kommen und wo sie ankommen. Sie kamen und kamen, mehr als erwartet. Und wo so viele Menschen kommen, ändert sich auch das Gesetz. Asyl kriegte man nicht mehr. Man bekam nur sechs Monate Aufenthaltserlaubnis, danach wurde man abgeschoben. Es sei denn, man fand Arbeit. Arbeit war das Wichtigste. Jeder suchte sie, nicht jeder fand sie. Und die, die sie nicht fanden, mussten zurück. Arbeit war ein magisches Wort. Alle anderen waren ihm unterworfen. Es allein bestimmte alles. Arbeit war mehr als ein Wort, es war die Rettung. „Ich suche Arbeit“, war der erste Satz, den Spas auf deutsch gelernt hatte. „Hast du schon Arbeit gefunden?“, „Hast du von einer Arbeit gehört?“ fragten die Flüchtlinge einander jeden Tag. Spas entdeckte, dass die Flüchtlinge sich untereinander, egal, was sie vorher gewesen waren, in zwei Gruppen einteilten: in solche, die Arbeit hatten, und in solche, die keine hatten. Man traf sich lieber mit solchen, die eine hatten. Man borgte jemandem erst dann Geld, wenn er Arbeit gefunden hatte.

Weiße und schwarze Arbeit

Spas erfuhr auch, dass es schwarze und weiße Arbeit gibt. So wie das Brot. Nur dass die weiße Arbeit jedem besser schmeckte. Von einer offiziellen Arbeit träumte jeder, sie war die Rettung. Aber auch die schwarze war etwas. Sie war ein Trost. Also tat man alles, um zu irgendeiner Arbeit zu gelangen. Man hörte von amerikanischen Sekten, die ihren Mitgliedern Arbeit verschafften. Also ließ man sich taufen. Man hoffte nicht, Gott zu finden, sondern Arbeit. Man ging zu ihnen. Man wurde nass. Man tropfte. Man lächelte schüchtern. Die Gemeinde freute sich. Mehr bekam man von dem Wunder der Taufe nicht mit, aber manchmal bekam man Arbeit, und das kam einem Wunder gleich. Manche ließen sich ein paar Mal taufen, aber es geschah kein Wunder. Sie wurden nur öfter nass. Das machte nichts. Es war nur Wasser. Sie trockneten sich schnell ab und suchten weiter. Eine wirklich reinigende Suche.

Die offizielle Information lautete: Man bekommt Arbeit nur dann, wenn man eine Arbeitsbewilligung hat. Und eine Arbeitsbewilligung bekam man erst dann, wenn man eine Arbeit hatte. Viele Herzen zerbrachen an diesem Paradoxon. Sie wurden kalt und unempfindlich. Man griff sich selbst und die anderen an. Man verlor ab und zu Zähne. Geduld und Hoffnung hatte man schon verloren. Man zitterte wie nach einer Taufe, aber man trocknete nicht. Man wollte trinken. Man griff nach einer Flasche. Es gab so viele auf dem Regal. Schön geordnet in schönen Geschäften. Man nahm eine mit. Bezahlen wollte man sie später. Eben wenn man eine Arbeit hatte. Gewissen hatte man noch, aber kein Geld.

Ein Pole brauchte kein anderer zu sein

Zwischen der Herkunft und der Arbeit gab es Zusammenhänge. Spas kam dahinter, dass nur die wenigsten Bulgaren und Rumänen, die er kannte, Arbeit hatten, dafür aber alle Polen. Sei es auch schwarz, sie hatten eine. Die Polen halfen einander gegenseitig. Mehr als die anderen. Es war besser, ein Pole zu sein. Grieche zu sein, war noch besser, das wusste Spas auch. Als Grieche hätte er gleich Arbeit gefunden, noch am

Telefon. Aber er ging sich dann nicht vorstellen. Er war kein Grieche. Ein Pole aber brauchte kein anderer zu sein, er fand auch als Pole Arbeit. Ein Pole zu sein, war mehr als einer Nationalität anzugehören. Ein Pole zu sein war schon ein Beruf. Am schlimmsten waren die Schwarzafrikaner dran. Ein Afrikaner zu sein war eine Strafe. Am besten war es, ein Österreicher zu sein. Darüber waren sich alle Flüchtlinge einig, deswegen waren sie ja auch hier. Ein Österreicher zu sein war eine Erlösung.

Sie putzten den Schnee weg, sie putzten Gärten, sie putzten Lager, und sie schauten mit Ehrfurcht hinauf auf die, die die Straßen putzten. Ihre orangefarbenen Gewänder leuchteten. Man sah sie von weitem, wie viele aufgehende Sonnen. Himmelskörper, die ihre festgezeichneten

Dimitré Dinevs hochgelobter Roman „Engelszungen“ (2003) und sein Erzählband „Licht über dem Kopf“ (2005) sind ein ganz besonders schönes Beispiel, dass gute Belletristik nicht nur prall gefüllt ist mit Poesie, sondern auch mit Weisheit.

Dinev ist 1968 in Plovdiv, Bulgarien, geboren und aufgewachsen. 1990 robbte er bei Nacht und Nebel, bei Schnee und Kälte mit einem Freund über die burgenländische Grenze nach Österreich.

In der 29-seitigen Erzählung „Spas schläft“ beschreibt er den ganz normalen Wiener Flüchtlingsalltag. Spas und Ilija suchen nicht nur Arbeit, sie wollen auch studieren. Es ist immer wieder die Rede „vom Phantom, vom Gespenst Arbeit“, vom „Schreck dieses allerersten Wortes das jeder Flüchtling lernt“. „Arbeit ist ein magisches Wort“, das „allen anderen den Atem raubt“.

Dimitré Dinevs Kunst des Erzählens ist genauso wie vor allem jene vieler junger Bosnier und Kroaten, die nach dem Krieg zu schreiben begonnen haben, ein eindrucksvolles Beispiel dafür, was Intuition und Phantasie, was Poesie und Ironie vermögen, wenn es darum geht, trotz himmelschreienden Wahnsinns die Würde zu bewahren und nicht in Depression und Agonie zu verfallen.

Maria Wölflingseder

* Aus: Dimitré Dinev: *Spas schläft*.
In: *Ders: Ein Licht über dem Kopf*.
Erzählungen. © Deuticke im Paul Zsolnay
Verlag Wien 2005

irdischen Wege gingen. Unerreichbar waren sie. Sie waren von einem anderen Stern. Sie waren Österreicher. Nur Österreicher durften bei der Müllabfuhr arbeiten. Arbeit war ein magisches Wort. Nie bekamen Spas und Ilija das deutlicher zu spüren. Die Straßenkehrer waren Zauberer. An ihren Fingern glänzten Goldringe, an ihren Halsen Ketten, geheimnisvoll ineinandergeflochten wie Schlangen, wie Wächter verborgener Schätze. Die Straßenkehrer waren eingeweihte Alchimisten. Sie kannten das Geheimnis. Sie sammelten Müll, der sich in Gold wandelte und an ihnen leuchtete. Spas und Ilija sehnten sich danach, von solchen Händen bekehrt zu werden. Sie schauten hingerissen. Wunderschön waren diese Österreicher. Wunderschön wie eine Erleuchtung. Spas und Ilija wussten, man musste bei jeder Arbeit glänzen. Das war die einzige Chance. Jeder Flüchtling wusste es. Es war ein harter Kampf, den anderen zu überschatten. Man erkämpfte Lichtblicke. „Ich kann hoch oben, bis in den Himmel hinauf, auf Gerüsten arbeiten. Aber auch unter der Erde, im Wasser und auf dem Boden. Tags oder nachts. Schwarz oder angemeldet. Ich bin bereit, und ich lerne schnell.“ Das war es, was jeder Flüchtling ausstrahlte.

Die Arbeit war ein Gespenst

Spas und Ilija schreckte nur eines: dass sie wieder keine Arbeit hatten. Die Arbeit war

ein Gespenst. Sie versteckte sich und quälte alle. Nur wer sie fand, fand Ruhe. Sechs Monate sollten reichen, meinte das Gesetz. Danach verfolge es jeden, der noch ohne Arbeit herumspukte. Ein Exorzist, der meinte, sechs Monate würden reichen, um zu beweisen, wer Mensch ist, wer Geist. Die Welt sollte heil bleiben. Die Flüchtlinge wussten das. Sie befanden sich in einer heilen Welt, in der jeder Fremde auf die Probe gestellt wurde. Sie hatten gewusst, dass sie kämpfen müssten. Sie waren nur überrascht, dass sie in der heilen Welt auch mit so vielen Ängsten kämpfen mussten. Sie begriffen nur schwer, dass das Gesetz sie selbst in Angst verwandelt hatte. Sie waren die Ängste der heilen Welt. Aber sie hatten keine Zeit, es zu begreifen. Sie mussten Ängste bekämpfen und sie bekämpften einander.

Sie suchten weiter. Um zu suchen brauchte man Geld. Sogar wer umsonst suchte, musste zahlen. Jeder Anruf, jede Fahrt kostete nicht nur Kraft, sondern auch Geld. Kraft hatten sie noch. Das Geld ging ihnen aber langsam aus. Sie begannen nach leeren Pfandflaschen zu suchen. Dann konnten sie wieder anrufen. Jede Flasche war eine Botschaft. Lang ging es so nicht. Sehr bald waren die Flaschen genauso schwer zu finden wie die Arbeit.

Ein Zug, der nirgendwo hinfuhr

Und eines Tages geschah es, dass sie wirklich Arbeit fanden. Eine schwarze, aber langfristige Arbeit. Wie gewohnt hatten sie „ja“ gesagt und begannen nun als Kellner in einem Lokal.

Ihre Schicht endete zwischen zwei und drei Uhr morgens. Zurück ins Asylantenheim konnten sie nicht mehr fahren. Es war schwer gewesen, Arbeit zu finden, noch schwieriger aber war, sie zu behalten. Das wussten die beiden sehr gut. Ohne Dach über dem Kopf konnte man leben, nicht ohne Arbeit. Also schliefen sie auf der Straße. Sie lagen in Parks, versteckt im Gebüsch, und versuchten zu schlafen. Viel zu kalt war es noch. Ein Obdachloser gab ihnen den Rat, nach großen Behältern zu suchen. Sie seien gemütlich, trocken und voller Sand. Zum Streuen bei Schneefall. Er hatte recht. Die Behälter waren gemütlich. Dort schliefen Spas und Ilija, danach gingen sie kellnern. Eines Nachts schneite es. Jemand suchte nach Sand und fand Spas und Ilija. Er erschrak nicht. Er kannte sich mit Schnee, Sand und Menschen aus. Es war ein Russe, ein Flüchtling namens Mischa. Spas und Ilija konnten Russisch. „Ich

weiß was Besseres“, meinte Mischa. Sie folgten ihm. Er führte sie zu einem Depot und küsste dreimal den bärtigen Wächter. Der Wächter umarmte danach Spas und Ilija. Sein Name war Georgi. Sein Herz war groß und ertrug die Einsamkeit nicht. So wie das Herz aller Georgier. Im Hof zeigte Mischa ihnen einen Zug. Fünf alte, abgestellte Waggons, die einmal durch die Welt gereist waren. Sie hielten noch fest zusammen, aber sie reisten nicht mehr. Es war ein Zug, der nirgendwohin fuhr. Alle drei stiegen ein. Fast in jedem Abteil schliefen Leute. Auch Spas und Ilija durften drinnen schlafen. Mischa führte sie zu ihrem Abteil. Man brauche hier nicht zu bezahlen. Man sollte nur ab und zu den Wächter umarmen, mehr nicht, sagte Mischa und ging ins benachbarte Abteil schlafen. Jeden Morgen stiegen aus dem Zug Leute aus, die arbeiten gingen. Ein Zug, der nirgendwo hinfuhr, brachte sie zu ihren Arbeitsplätzen

Bahnhof Wien Mitte

Heute hatte Spas von seinem Chef erfahren, dass jemand sie angezeigt hatte und dass er die Werkstatt für eine ungewisse Zeit schließen musste. Spas und Pavel tranken zuerst eine Flasche Fernet zusammen. Danach begleitete Spas Pavel zum Bahnhof Wien Mitte, von wo dieser seinen Bus nach Brno nahm. „Schau“, sagte Pavel, „es kommen immer Busse. Tschechen kommen hier nach Österreich. Sie reisen, aber in der Reisetasche haben sie Werkzeug. Man reist nicht mehr, um die Welt zu sehen. Man kommt hier arbeiten, reparieren. Ist das normal? Kaputt ist das. Die Welt ist kaputt. Deswegen man fährt immer mit Werkzeug.“ Pavel ging. Spas blieb. Er betrachtete die Busse, die ankommen und wegfahren. Er wollte noch nicht nach Hause. In Wien Mitte, wo so viele kamen und gingen, traf er den Obdachlosen Johann. Der war immer dort: mit ihm konnte man gleich an Ort und Stelle weitertrinken. „Trinken ist schädlich, Rauchen ist schädlich, sagen die Ärzte. Aber kana von der geschissenen Partie sagt dir, dass Arbeiten schädlich ist“, meinte Johann und zeigte auf seine verstümmelte Hand. „Nach dem Arbeitsunfall wollte mir keiner mehr Arbeit geben. Jetzt sagen sie, ich bin schädlich. A geschissenes Leben“, ergänzte Johann und nahm einen Schluck. Spas gab ihm recht.

Spas hatte elf Jahre in Wien gelebt und gearbeitet. Jetzt war er müde, denn nichts macht einen so müde wie die Suche nach Arbeit, nicht einmal die Suche nach einem Sinn.

Mehrjahresabo der Streifzüge

Achtung neue
Abo-Preise!

Preise für Österreich
und den Rest der Welt:

Einzelheft 5 Euro

1-Jahres-Abo: 14 Euro

2-Jahres-Abo: 26 Euro

3-Jahres-Abo: 36 Euro

3 Hefte pro Jahr

Ganzheitlich umsorgt

von Maria Wöflingseder

Woche für Woche steht's in den Karrieren-Seiten des links-liberalen *Standard* wie's geht. „Jedes Unternehmen sollte seine Mitarbeiter ganzheitlich sehen und jede Unterstützung zuteil werden lassen, damit diese frei, ohne Sorgen für den Beruf arbeiten können“, so wird das groß-angelegte EU-Projekt „Generation E“ für berufstätige Eltern vorgestellt und zur Nachahmung dringend empfohlen. Die Telekom Austria, Hewlett-Packard, Raiffeisen Informatik und der Hauptverband der Sozialversicherungsträger haben daran als Teil der Personalentwicklung teilgenommen. Wer die Mitarbeiter „ganzheitlich“ sieht kann doch nur ein Wohltäter sein. (Oh, wie gut, dass die Esoterik dieses und all die anderen Zauberwörter für die Wirtschaft aufs Präsentierteller gelegt hat!) Auf dem Lehrplan stehen „positiver Umgang mit Stress; Erkennen des Stresstyps; Erlösung vom Druck, alles selber machen zu müssen; sich der sozialen Netzwerke (so nennt man heute wohl die Omas, M.W.) bewusster werden; lernen Hilfe anzunehmen.“ (*Der Standard*, 17./18.9.2005)

Karoshi, der Tod durch Überarbeitung, das war in den 90er Jahren, heute kommt man mit Burnout – dank der Legionen von Coaches glänzend – zurecht. (Jedem Arbeitenden und jedem Arbeitslosen seinen Coach! Das schafft doch Unmengen an Jobs.). „Wege aus der Spirale der Arbeitssucht: Personalisten können dazu beitragen, den Arbeitsplatz zum Ort der Genesung umzugestalten.“ (*Der Standard* 8./9.10.2005) Der Arbeitsplatz als Heilstätte? Warum denn nicht – „heute stehe Arbeit häufig im Kontext von Spaß und Freizeit. Die Arbeit rücke von ihrer zentralen Rolle – in den 80er- und 90er-Jahren im Trend – weg. Zudem gewinne Freizeit an Bedeutung. Auch seien postmaterielle Werte stark im Kommen. Erschwerend für Personalisten käme hinzu, dass dieser Wertewandel ein mehrdimensionaler sei...“ (Ebd.) Haben Personalisten heute schon Probleme ihre hedonistischen Mitarbeiter zu halten?

Auf ein- und dieselbe Seite des *KarrierenStandard* verirren sich dann doch „Arbeitssucht“ und „Arbeitsverweigerung“, mit denen Menschen zu Hauf in die psychotherapeutische Praxis strömen. „Hinter beiden Phänomenen stehe die

blanke Angst. Psychische Erkrankungen und schwere Herz-Kreislauf-Schäden sind oft die Folge.“ (Ebd.) „Psychischer Stress kostet der Wirtschaft Milliarden“, schlagzeilt der „Beruf und Karriere“-Teil des *Wirtschaftsblattes* vom 22.10.2005. „46 Prozent aller Krankenstandstage in Österreich sind auf psychische Beschwerden zurückzuführen. Eine Auszeit täte ihnen gut, aber 60 Prozent der Österreicher haben Angst, ihren Job zu verlieren.“ Und weil ja heute alles und jedes ein monetäres Äquivalent aufweisen muss, ist auch schon der Wert von gemobbten Mitarbeitern beziffert worden: zwischen 17.500 und 50.000 Euro im Jahr. Aber zwei Seiten weiter erfahren wir, dass diese Probleme doch nur „neue Chancen und neue Herausforderungen für Coaching“ seien. „Im steigenden Druck auf die Führungskräfte“ sieht eine Fachfrau „Potenzial für Coaching. Die Nachfrage steigt.“ So kurbelt sich unser Wirtschaftssystem also selbst an – man könnte es auch Perpetuum Mobile nennen, oder ein Potemkinsches Dorf, das noch um eine weitere Katastralgemeinde vergrößert wird – jeder Coach muss ja schließlich auch erst gründlich ausgebildet werden.

Ja, die „Erkenntnis vom survival of the fittest“, also desjenigen, „der am besten an die Umweltbedingungen angepasst ist“ sei nur deshalb „angefeindet“, weil sie „missverstanden“ wird. Wer sich nicht „Energiekompetenz“ aneigne, der schaffe „die Quadratur des Kreises von höchster Leistungsfähigkeit, Gesundheit und Lebensqualität nicht“. Der „verschwende zu viel Energie an den falschen Ecken und bringe seine PS an den richtigen Stellen nicht auf die Straße.“ Ein Hamburger Professor für Pädagogik und Kriminologie (!) verrät uns: „So setzen Sie Ihre natürliche Aggression konstruktiv ein“ – so der Untertitel seines Buches „Die Peperoni-Strategie“. Nur ja keine „Energie-Lecks“ einreißen lassen! Wer sich „Schwachstellen im Energiebereich leistet“, der hat schon verloren! Härte zeigen: die „natürlichen Regenerationsphasen“ nicht vernachlässigen! (*Der Standard*, 5./6.11.2005)

Frauen hätten den Dreh am Business-Parkett noch nicht so richtig heraus. Sie seien „zu wenig selbstbewusst“, zu wenig auf „Kampfsituationen“ vorbereitet.

Frauen müssten lernen „auszuhalten, dass der andere nicht froh sein wird, nicht immer beziehungsorientiert (zu) agieren und nicht immer alle lieb haben (zu) müssen“. (Christine Bauer-Jelinek) Das lernen sie am besten „von den Besten“, „den Männern“. „Vor allem junge Frauen fürchten durch das Annehmen von Macht Weiblichkeitsverluste. Das ändert sich allerdings mit dem Alter, mit der Reife einer Frau. Frauen kommen später, oft erst nach der Menopause zur Entfaltung, dann wandelt sich die Energie mehr in Richtung Yang.“ (Elisabeth Heller) (*Der Standard*, 17./18.9.2005) Aber manchmal entwickeln sie durchaus schon im gebärfähigen Alter ein „weibliches G'spür für den Markt“. (*Der Standard*, 22./23.10.2005)

Den Königsweg in der Wirtschaft verpricht die „wertorientierte Führung“. „Es gelte inmitten der Unsicherheit Sicherheit zu vermitteln und Erfüllung in der Arbeit zu ermöglichen.“ „Wir wollen bei Mercuri Urval Geld verdienen und Spaß an der Arbeit haben.“ „Ehrlichkeit, Respekt, Vertrauen, Loyalität“, die guten „alten Werte“, die jedem Arbeitgeber zu Gesicht stehen. Der „Unternehmer mit eigener philosophischer Praxis“ betont: „Wir haben eine Wertediskussion nicht deswegen, weil wir so im Sumpf stecken, im Gegenteil: Wir leben in einer extrem skrupulösen Zeit, wir wollen fair sein.“ Und wer wäre historisch besser prädestiniert als protestantische Theologen, die wieder Hochkonjunktur haben, zu bezeugen, dass „Geschäfte zu machen und ethisch zu handeln“ überhaupt kein Widerspruch sei. „Geschäfte basieren heute mehr auf Ethik als jemals zuvor.“ (*Der Standard*, 5./6.11.2005)

Das Sahnehäubchen in der „Wertediskussion“ ist jedoch die Spiritualität. Das Laxenburger Forum bietet in einem zweitägigen Symposium „Strategien und Praxismodelle für Sinn stiftendes Wirtschaften“ an. (www.laxenburgerforum.at) „Es gibt ermutigende Schritte, die scheinbar getrennten Bereiche Ethik und Wirtschaft zu verbinden. Sie wecken Hoffnung, dass die Zukunft nicht nur einen vorübergehenden Boom in der Frage nach Sinn und Werten bringt, sondern dass ethische und spirituelle Fragen zum Alltag in der Ökonomie werden.“ Amen!

Wiederentdeckung der Faulheit

KRITISCHE WÜRDIGUNG EINER ARBEITSKRITISCHEN POLEMIK

von Michael Katzmayr

Was braucht ein Bestseller? Eine launig-ausgefeilte Sprache und ein paar gezielte Tabubrüche, die an den wackeligen Fundamenten unserer Gesellschaft rütteln. Im Fall von Corinne Maier klingt das so: „Das Unternehmen ist am Ende. Man muss den Tatsachen ins Auge sehen: Es ist nicht mehr der Ort des Erfolgs. Der soziale Aufstieg ist blockiert. Die Sicherheitsgarantie der Diplome schwindet dahin, die Renten sind in Gefahr, und die Karriere ist nicht mehr selbstverständlich. Die Sechzigerjahre mit ihrem Fortschrittsfieber, in denen die Karriere wie selbstverständlich gesichert war, liegen weit hinter uns“ (S. 15).

Ganz schön heftig für eine arbeitskranke Gesell- und Leserschaft, spricht doch der staatstragende, neoliberale Diskurs eine gänzlich andere Sprache: Er besingt das Unternehmertum in höchsten Tönen und spart nicht mit moralisierenden Aufrufen zur persönlichen Leistungssteigerung. In der Tat lässt Corinne Maier in ihrer Streitschrift, die sich vorwiegend an mittlere Angestellte in staatsnahen Betrieben richtet, kaum eine Gelegenheit aus, um – dem Selbstbild der offiziellen Arbeitsgesellschaft ganz entgegengesetzt – die Zumutungen des real existierenden Arbeitslebens zu beschreiben.

Ihre Ausführungen zeichnet ein überzeugender Ekel vor dem Kapitalismus aus: Die Herabwürdigung von Menschen zum Humankapital ist ein wesentlicher Ansatzpunkt ihrer Kritik. Wie das zu einem allgemeinen Kulturverlust führt, veranschaulicht Maier unter anderem an der Figur des Managers, den sie als kulturell substandardisierten, vom Unternehmen hervorgebrachten „homo economicus cretinus“ (S. 99) charakterisiert. Der Besagte zeigt seine an renommierten Business Schools erworbenen Fähigkeiten in einer Art Orwellschen Neusprech vor: in einer nebulösen, von falsch übernommenen Anglizismen strotzenden Phrasensammlung. Immerhin können damit Nullaussagen in allgemein unverständliche – deshalb auch tendenziell konsensuale – Wortgebilde übergeführt werden. Das Humankapital unterhält sich solcherart über task forces, die irgendetwas initialisieren oder finalisieren, Kontrolleinheiten einrichten oder ein

Reengineering durchführen sowie wahlweise Pertinenz, Kompetenz, Effizienz, Kohärenz und Kongruenz optimieren, koordinieren, positionieren oder gar positivieren. Auch wenn der smarte Manager unverfänglich von Entlassung reden will, greift er auf seinen gut sortierten Neusprech-Baukasten zurück und sagt: „Ich mache das follow-up des merging-project mit einem coach, ich checke das downsizing“ (S. 39).

Als Fazit gibt Maier am Ende ihres Buches Empfehlungen dazu ab, wie durch Dienst nach Vorschrift und bewusstes Unterminieren der Unternehmensziele die Menschenwürde wiederzuerlangen sei. Maier empfiehlt die innere Kündigung und möglichst wenig im Unternehmen zu arbeiten, ja sich darin regelrecht zu verschanzen – und zwar am besten in Stabsstellen oder anderen geruhlichen Orten, wo der Arbeitseinsatz schwer zu messen sei. Eine Führungsposition sollte deshalb unter allen Umständen vermieden werden. Anstatt produktiv zu arbeiten, sei ausschließlich das Ziel zu verfolgen, sich ein persönliches Netzwerk aufzubauen, um im Falle einer Umstrukturierung möglichst unantastbar zu sein. Zusammengefasst: Innerhalb des Unternehmens etwas ändern zu wollen sei sinnlos, die einzige realistische Chance bestehe darin, es sich einigermaßen gut einzurichten.

Grundlage dieser Empfehlungen ist eine allgemeine, am Unternehmen festgemachte Kapitalismuskritik. Maier beklagt, dass Unternehmen und ihre Produktionslogik zunehmend zum primären Bezugssystem der Gesellschaft geworden seien: „Das Unternehmen vereinnahmt und entstellt alles, was in seine Reichweite kommt, und zugleich färben seine „Werte“ darauf ab, breiten sich aus und besudeln alles wie eine Ölpest. So ist mittlerweile das öffentliche Krankenhaus vom Managervirus befallen und ergeht sich hemmungslos in einem bezeichnenden Vokabular, das mit „Marktlücken“, „Produktivitätsreserven“ und „Klienten“ durchsetzt ist. Auch die Schule hat es erwischt: Immer öfter tauchen „Kompetenzbilanzen“ in „Schulprojekten“ auf, die ihren Niederschlag in „Lernzielvereinbarungen“ mit den Schülern finden“ (S. 78f.).

Allerdings bleibt diese Kritik mitunter an der Oberfläche und ist nicht frei von Widersprüchen: So betont Maier zwar durchaus, dass die steigende Arbeitslosigkeit systemisch im Kapitalismus angelegt sei und argumentiert, dass die Managementgesellschaft sich unproduktiv – wie in einem Hamsterrad – bloß um sich selbst drehe im verzweifelten Versuch, sich angesichts überflüssiger Arbeitskraftreserven munter weiter zu beschäftigen. Allerdings wird die soziale Grundproblematik der warenproduzierenden Gesellschaft – der Zwang zur fortschreitenden Rationalisierung von Arbeitskraft – nicht konsequent zu Ende gedacht. So spricht Maier z.B. von der Globalisierung, als wäre sie die wesentliche Wurzel der kapitalistischen Übel: „In diesem Apfel steckt der Wurm“ (S. 127). Dass die so genannte Globalisierung in Wahrheit keineswegs ein neues Phänomen, sondern, wie etwa die Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins nahe legt, eine letztlich unabdingbare Folge und seit langem beobachtbare Begleiterscheinung des Kapitalismus ist, wird von Corinne Maier nicht angedacht.

Es wäre überzogen, die „Entdeckung der Faulheit“ an jenen Kriterien zu messen, die für eine fundierte Kritik der Arbeitsgesellschaft gelten. Das Ziel des Buches ist nicht die grundlegende Analyse ihrer inneren Widersprüchlichkeiten, sondern der Tabubruch. Es begnügt sich deshalb zu Recht damit, das von neoliberalen Mythen umrankte Konzept des Unternehmens und des in ihm werkenden Humankapitals gehörig zu entzaubern. Die Handlungsempfehlungen zur befreienden inneren Kündigung seien leidgeprüften Lesern als Erste-Hilfe-Maßnahme bei untragbaren Zuständen durchaus ans Herz gelegt. Und wer weiß: vielleicht dient die Schrift der einen oder anderen ja auch als Einstiegslektüre für eine fundierte Auseinandersetzung mit der Arbeits- und Warengesellschaft. Dergleichen soll schon vorgekommen sein.

Corinne Maier: Die Entdeckung der Faulheit.

Von der Kunst, bei der Arbeit möglichst wenig zu tun, 155 Seiten, Goldmann Verlag, München 2005.

Vom Einkommen zum Auskommen

ZU PLAUSIBILITÄT UND KRITIK DES GARANTIERTEN GRUNDEINKOMMENS

von Franz Schandl

„I just couldn't function without money.“
Ray Davis/The Kinks,
Preservation Act 2 (1974)

Die Forderung nach dem Grundeinkommen hatte schon einmal Konjunktur. Das war Mitte der Achtziger des vorigen Jahrhunderts. Nun steht es abermals auf der Agenda.

Befürworter des Grundeinkommen gehen schlichtweg von einem Allokationsproblem aus: Leute, die Geld haben sollen, haben keines. Geld für alle, lautet die Devise. Dem gesellschaftlichen *Geld-Haben-Müssen* setzt man ein entschiedenes „Unbedingt!“ entgegen. Der Menschen Pflicht soll zu einem Menschenrecht werden. Da die Marktwirtschaft nicht Geld für alle zur Verfügung stellt, soll Vater Staat einspringen. Dass er es kann, wird unterstellt und vorausgesetzt. Konstatiert wird ein Verteilungsdefizit, dem über staatliche Alimentierung abgeholfen werden soll.

Insoweit ist jedes Grundeinkommensmodell vorerst ein weiteres konventionelles Mittel der Sozialpolitik. Auch bisher stammten ja schon beträchtliche Teile der Haushaltseinkommen aus sozialen Töpfen. Parallelen könnte man etwa in der gängigen Familienbeihilfe sehen, die einem automatisch Geld pro Kind zukommen lässt. Durch einen Basislohn soll die Zuteilung von Geldern nunmehr generell und nicht mehr speziell (nach einem festgelegten Bedarf) geregelt werden. „Ein Grundeinkommen muss einen individuellen Rechtsanspruch darstellen und darf nicht mit Bedarfsgemeinschaften verrechnet werden. Es muss existenzsichernd sein im Sinne einer gesellschaftlichen Teilhabe und ohne Bedürftigkeitsprüfung ausgezahlt werden und darf mit keinem Zwang zur Arbeit verbunden sein.“ (Werner Rätz / Dagmar Paternoga / Werner Steinbach, Grundeinkommen: bedingungslos. Hamburg 2005, S. 12.)

So entfällt beim Grundeinkommen die direkte Koppelung des Einkommens an die Arbeit, nicht jedoch die Koppelung von Geld und Leben, d.h. Geld und Arbeitsprodukte sind weiterhin zu tauschen, auch wenn die Ware Arbeitskraft nicht mehr benötigt wird. Ökonomisch bedeu-

tet das Grundeinkommen nichts anderes als eine *Absicherung kaufen zu können ohne verkaufen zu müssen*. Äquivalierung wird nach einer Seite hin gemildert, aber nicht insgesamt zurückgewiesen. Die indirekte Verknüpfung über Steuern ist wie bei anderen sozialstaatlichen Leistungen trotzdem gegeben.

Grundeinkommen meint auch nicht Negation der Arbeit. Es bekennt sich ausdrücklich dazu, dass jene, die arbeiten, weiterhin mehr Geld bekommen sollen als jene, die nicht arbeiten. Die Arbeit für den Markt wird in typischer Weise höher veranschlagt als alles andere. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, wird zwar durchbrochen – und das ist wichtig! –, allerdings hat jetzt bloß zu gelten: Alle sollen was haben, aber wer arbeitet, soll mehr haben. Das Leistungsprinzip, das ja eines des Kommerzes ist und keines allgemeiner Nützlichkeit, wird unbeanstandet gelassen, ihm wird lediglich eine untere Schranke eingezogen nach dem karitativen Motto: Wir können uns auch die Nichtleister leisten. In einer Gesellschaft, in der Arbeit, Wert und Geld als das Wichtigste gelten, sind Empfänger arbeitslosen Einkommens weiterhin Menschen zweiter Klasse. Daran wird kein Grundeinkommen etwas ändern. Dieses wäre, so etwa der Chef der christdemokratischen Gewerkschaftsfunktionäre in Österreich, Fritz Neugebauer, „ein Schlag ins Gesicht derjenigen, die voll im Arbeitsprozess stehen“. (*Der Standard*, 22. Oktober 2005)

Leim des Geldes

Ansonsten bleibt alles wie gehabt: die Produktion, die Zirkulation, die Konsumtion und selbstverständlich auch die Reproduktion. Die Produkte bleiben gleich, die Märkte bleiben gleich, Kauf und Verkauf bleiben gleich. Das Einzige, was nicht gleich bleibt, sind Käufer, die nun alle über ein Mindestmaß an Garantiescheinen verfügen, um Marktteilnehmer sein zu können. Womit freilich schon Grundsätzliches über das Grundeinkommen ausgesagt ist. Es ist ein absolut beschränktes Ziel. Das Problem wird an seiner oberflächlichsten Ebene behandelt. Es regiert der trotzige Standpunkt: Wer kein Geld hat, soll gefäl-

ligst welches bekommen, damit er oder sie existieren kann. Das ist zwar besser als das (marktliberale) Gegenteil, doch ebenso wie dieses klebt es am Leim des Geldes. Der gesellschaftliche Kreislauf wird damit überhaupt nicht tangiert. Im Gegenteil, man will dessen Ablauf garantieren.

Denn dass der Kapitalismus läuft, daran glauben die meisten. Er erscheint als die gesunde Kuh, die von den Falschen gemolken wird. Suggestiert wird, dass Geld genug vorhanden wäre, ja dass Geld eigentlich kein Problem wäre, hätten nur alle genug davon. Kritisiert wird das fehlende Quantum, nicht die irre Qualität des Geldes. Geld wird verstanden als neutrales Kaufmittel. Dass es an Arbeit und Wert gebunden ist und ein Resultat des gesellschaftlichen Gewaltverhältnisses darstellt, ist ausgeblendet.

Irgendwie beschleicht einen das Gefühl, dass das schwarze Loch der völligen Orientierungslosigkeit durch eine neue Zauberformel gestopft werden soll. Einmal mehr agiert die Politik des kleinsten gemeinsamen Nenners, der im Sinne eines kurzfristigen Ziels alle inhaltlichen Bezüge und radikalen Implikationen als dem Bündnis abträglich draußen haben will. Es handelt sich um eine Kampagne der obligaten Sorte. In praktizistischer Manier verkündet man die ganze Gemeinheit des Kapitals: „Wir wollen Geld!“ Was keine Bürgerseele (also niemand!) abstreiten kann, wird hier zum Programm erhoben.

Dass das Leben über Geld geregelt werden soll, ist den Grundeinkommensbefürwortern keinen kritischen Einwand wert. Es würde auch ablenken von der allzu schillernden Idee. Ware und Wert sind nicht Gegenstand, und wenn schon, dann nur in der kruden Absicht, dass man sie haben will. Nicht das ökonomische Zwangsmittel wird beanstandet, sondern primär, dass nicht alle in den Genuss kommen, genügend Zwangsmittel einsetzen zu können. Die unmittelbare Notwendigkeit erhält Applaus, den sie in keiner Weise verdient. Der sozialen Ausgrenzung stellt man eine soziale Eingemeindung gegenüber. Der Grenzbalken ist weiterhin das Geld, dessen Besitz entscheidend ist und bleibt. Positives Denken regiert: *Geld ist nur schlecht, wenn man es nicht hat.*

Alles Markt? Alles Arbeit?

Der Markt ist eine Größe, die sich reell alles unterwirft, doch heißt das noch lange nicht, dass alle Bereiche auch nach dessen Gesetzen funktionieren. Die Macht des Marktes beruht auf der Aneignung der Resultate, nicht auf der Normierung aller Abläufe. Der Markt konsumiert diverse Gratis“arbeiten“ in hohem Ausmaß. Sie sind Bestandteil der organischen Zusammensetzung des Kapitals ohne in dessen Wertzusammensetzung aufzuscheinen. Diese Geschicke und Vermögen gehen ein, ohne dass formelle Rechts- und Tauschakte gesetzt werden, sie sind quasi die informelle Seite des Kapitals. Jene sind wertrelevant, aber nicht unmittelbar wertbildend. Was die Sache nicht einfacher macht, auch nicht in der Analyse.

Wichtig ist allerdings festzuhalten, dass mit der Forderung nach einem Grundeinkommen ein Programm weiterer Kommodifizierung vertreten wird, was meint, dass die informelle Seite des Kapitals auch via monetärer Anerkennung formalisiert werden soll (als Beispiel sei hier die Debatte über die Entlohnung für Hausarbeit genannt). Eingeklagt wird also, dass bestimmte Tätigkeiten deswegen nichts wert sind, weil sie nicht als Arbeit gelten. Zu betonen ist jedenfalls, dass zahlreiche und vor allem sinnvolle und unumgängliche Tätigkeiten nicht via Markt geregelt sind: Erziehung, Betreuung, Nachbarschaftshilfe, Sich-Bilden, Alltagskommunikation, Nachdenken, Üben, Lernen, Vereinstätigkeiten, der ganze emotionale Bereich von Liebe, Freundschaft, Bekanntschaft. Problematisch ist zweifelhaft ihre Geringschätzung, nicht aber, dass sie nicht als Arbeit anerkannt werden.

Der Arbeitsbegriff der Arbeitsgesellschaft kommt von der Lohnarbeit her und von ihr auch nicht los. Diese Kategorie stellt schon in seinem Gebrauch ein inakzeptables Dogma dar. Nicht, dass alles als Arbeit gelten soll, ist das Ziel, sondern dass sich die Gesellschaft von der Arbeit und dem hinterhältigen Arbeitsbegriff emanzipiert.

Was viele Grundeinkommensbefürworter verbindet, ist denn auch die saloppe Ausweitung des Arbeitsbegriffs. Auch diverse Beiträge auf dem Anfang Oktober 2005 in Wien abgehaltenen „Grundeinkommen-Kongress“ weisen in diese Richtung (siehe: www.grundeinkommen2005.org): Hausarbeit, Eigenarbeit, freiwillige Arbeit, alles soll unter die selbe Kategorie subsumiert und geadelt werden. Dieser Arbeitsbegriff ist ein positiver, er beklagt, dass gewisse Tätigkeiten

in ihm nicht berücksichtigt werden, anstatt den Arbeitsbegriff selbst als regressive Realabstraktion zu deklarieren. Nicht die Substanz der Kriterien ist ihnen das Problem, sondern die Exklusivität. Daher geht es ihnen auch darum, den Arbeitsbegriff zu erweitern, die Demokratie auszubauen, das Einkommen zu erhöhen, mehr Rechte durchzusetzen...

Defensive Maßnahme

Trotzdem wollen wir vorerst unsere Einwände zügeln und andere Aspekte ins Zentrum rücken. Immanent betrachtet ist dem bedingungslosen garantierten Grundeinkommen eine gewisse Plausibilität nämlich nicht abzusprechen. Solange Menschen kaufen müssen, sind ihnen die Mittel dafür zur Verfügung zu stellen. Die Alternativen dazu wären ja Obdachlosigkeit, Hunger und Verelendung. Also genau das, was sich heute abzeichnet, auch in den Zentren, und zunehmend nicht mehr bloß an deren Rändern. Dass die Leute am Markt nicht vor die Hunde gehen sollen, ist dabei ebenso wichtig wie, dass sie durch den Staat oder quasiausstaatliche Instanzen (Arbeitsmarktservice, Sozialamt etc.) nicht Repressionen und Demütigungen ausgesetzt werden.

Dem Kapitalismus die eigene Melodie vorspielen, heißt doch auch, dass, wenn eine Gesellschaft ihre Mitglieder zwingt mit Geld zu verkehren, umgekehrt die Mitglieder die Gesellschaft zwingen müssen ihnen Geld zu geben. Das mag illusorisch sein als Ziel, aber keineswegs als Vorstellung, auch wenn man sich der überaffirmativen Note bewusst sein soll. Solche Forderungen sind nicht schräger und auf keinen Fall impertinenter als der Kapitalismus selbst.

Ein bedingungsloses Grundeinkommen wäre zumindest eine Sozialleistung, der man nicht nachlaufen müsste, die keine bürokratischen Hürden kennt und die Rechte nicht an Pflichten (Arbeitspflicht oder Versicherungspflicht) bindet. Es mag zweifelhaft sein, ob es den kapitalistischen Staaten abgerungen werden kann, aber es ist ein Ansinnen, das, wenn es nicht isoliert auftritt, Sinn macht. Das Grundeinkommen wäre weiters entlastend für die lädierte Psyche vieler Menschen, es hätte *enttäuschenden* Charakter, weil die Bittstellerei und Ansucherei sich doch erheblich minimierte. Das Grundeinkommen wäre zwar kein Schritt *aus* der Misere, zweifellos aber eine Art Schutzschild *in* der Misere. Somit soll es nicht verachtet werden.

Unsere Sympathie gilt einem sehr pragmatischen Zugang. Die Leute leben hic et nunc, und deswegen sind ihre un-

mittelbaren Interessen ernst zu nehmen. Freilich wiederum nicht so ernst, dass sie zur alleinigen Richtschnur des Verhaltens werden. Das soziale Interesse ist uns nicht positiver Bezugspunkt, sondern negativer Zwang. Das Grundeinkommen ist tauglich als eine defensive Maßnahme. Falsch wird die Losung, wenn sie sich als Perspektive darstellt. Es als großen Wurf, als Übergangsforderung oder gar als Ziel zu sehen, ist abwegig.

Es ist allerdings zu fürchten, dass am Schluss ein Armengeld rauskommt, eine Abspeisung in monetärer Form. Dass das Grundeinkommen erstens nicht nur schmal ausfällt, sondern zweitens eine bedarfsorientierte Variante mit Pflichten sein wird, und drittens mithilfe der allseits propagierten Entbürokratisierung andere Leistungen gekürzt oder gestrichen werden. Zu hoch wird es schon deshalb nicht sein, damit die Lohnarbeiter und vor allem die Lohnarbeiterinnen sich nicht aus den Billigbranchen verabschieden. Es wird also kaum zweckdienlich sein für jene, die aus der Beschäftigung raus wollen, aber gerade mal ausreichen mehr schlecht als recht über die Runden zu kommen.

Spielen wir es in einem Fall durch: Was sollte eine Textilarbeiterin in ihrem Beruf halten, wenn die Differenz zum Grundeinkommen gering ist? Und jetzt sage niemand, dann soll man sie halt ordentlich bezahlen. Die ‚ordentliche Bezahlung‘ würde nichts anderes bewirken als ihren Arbeitsplatz in Windeseile wegzurationalisieren. Die Wertschöpfungspotenz dieser Lohnarbeit ist nicht größer, als sie ist. Wenn Brötchen am Markt 30 Cent kosten, dann verdient ja derjenige, der sie um 90 Cent verkaufen möchte, nicht nur nicht das Dreifache, sondern im Normalfall nichts. Lukrativ könnte das Grundeinkommen aber nur für Niedriglohnbezieher sein.

Womit nicht gesagt werden soll, dass das Grundeinkommen nicht finanzierbar ist, das ist wahrhaftig nicht unser Kriterium, wohl aber gehen wir davon aus, dass der Staat und alle seine realpolitischen Vertreter diesen Aspekt absolut setzen. Auch die realistischen Vertreter des Grundeinkommens rechnen, was sich ausgeht und was nicht, wo der Staat sparen kann, welche Sozialleistungen ersetzt werden könnten etc. – Man ist einmal mehr in der Kostenfalle gelandet. „Was können wir uns leisten?“, übersetzt das bürgerliche Subjekt sofort in „Wie viel Geld brauchen wir?“, „Woher nehmen wir die finanziellen Mittel?“ Folgen der Kommodifizierung sollen durch weitere Kommodifizierung gelöst werden.

Extraordinäres Geld?

Aber nicht alle Vertreter des Grundeinkommens lassen sich die Kostenfrage aufoktroyieren. Obwohl Stichwortgeber für so manches, kommt einer in eigenartiger Weise kaum vor in den gegenwärtigen Diskussionen: André Gorz. Vielleicht auch deswegen, weil er nicht ganz ins allgemeine Bild passt. Auch in das von uns gezeichnete nicht. Gorz schreibt bereits in seinem 1997 in Frankreich erschienenen Buch „Arbeit zwischen Misere und Utopie“: „Ein allen garantiertes, *ausreichendes* soziales Grundeinkommen untersteht einer umgekehrten Logik: Es soll nicht mehr diejenigen, die es beziehen, zu jeder beliebigen Arbeit unter allen Umständen zwingen, sondern es zielt auf deren Befreiung von den Zwängen des Arbeitsmarktes ab. Es soll ihnen ermöglichen, ‚unwürdige‘ Arbeit und Arbeitsbedingungen abzulehnen, und es soll darüber hinaus *einem sozialen Umfeld* zugehören, das jedem Einzelnen erlaubt, jederzeit zwischen dem Nutzwert seiner Zeit und ihrem Tauschwert zu entscheiden, das heißt zwischen den ‚Gebrauchswerten‘, die er durch den Verkauf seiner Arbeitszeit erwerben, und den Nutzwerten, die er durch eigenständige Verwendung dieser Zeit schaffen kann.“ (André Gorz, Arbeit zwischen Misere und Utopie. Frankfurt am Main 2000, S. 115–116) „Denn nur die Bedingungslosigkeit kann die Unbedingtheit der Aktivitäten wahren“. (S. 126)

Er präsentiert zweifellos eine äußerst radikale Variante dieser Forderung, distanziert sich auch von Bürgergeld-Debatten (S. 124f.) und weist Vorschläge Richtung „pflichtmäßiger wohlthätiger Arbeit zurück“ (S. 122). Er stellt sich dezidiert gegen das Wertgesetz (S. 129) und verwirft in geradezu kühner Manier die Finanzierungsfrage. „Dass folglich Existenzgeld kein ordinäres Geld sein kann und nicht durch die steuerliche Abschöpfung eines Teils des betrieblich ausgepressten Mehrwerts finanzierbar ist, ist ganz offensichtlich. Eine Ökonomie, die immer mehr Waren in immer weniger kapitalproduktiver Arbeit erzeugt, eine Ökonomie also, die dank Produktivitätssteigerungen, selbst bei steigender Produktion immer weniger Zahlungsmittel ausschüttet, kann nicht steigende Transferleistungen durch die Besteuerung von Löhnen und Mehrwert finanzieren. Arbeitslöhne, variables Kapital können folglich nicht länger das entscheidende Verteilungsmedium des produzierten Reichtums bleiben. Geld in seiner herkömmlichen Form muss von anderen Verteilungsmedien komplet-

tiert oder ersetzt werden. Sein mystischer Schleier zerreißt. Die Existenzgeldforderung verweist im Grunde auf die Notwendigkeit einer anderen Wirtschaft, auf das Ende des Geldfetischismus und der Marktgesellschaft.“ (André Gorz, Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie. Zürich 2004, S. 80)

D'accord. Hier ist zweifellos eine Richtung vorgezeichnet, die nicht allen Befürwortern des Grundeinkommens schmeckt. Der traditionelle sozialstaatliche Umverteilungsmechanismus ist in diesem Modell jedenfalls nicht die Anrufungsbehörde, bleibt aber die Auszahlungsinstanz. Da der Kapitalismus immer weniger Zahlungsmittel ausschütten kann, will Gorz immer mehr Zahlungsmittel ausschütten. An einer Stelle deutet er sogar die Sprengung des monetären Charakters an, ohne sie allerdings konsequent auszuführen: „Die Distribution der Zahlungsmittel wird keine Entlohnung mehr sein, sondern das, was Duboin bereits ein ‚soziales Grundeinkommen‘ nannte.“ (André Gorz, Arbeit zwischen Misere und Utopie, S. 131) Allerdings stellt sich die Frage, warum Gorz dann die soziale Sicherung weiterhin über Geld bewerkstelligen möchte. Das suggeriert zumindest, dass sich dieses auch substantiell von Arbeit und Wert lösen ließe. Dieser Charakterwechsel ist äußerst fragwürdig. Unter gegebenen Rahmenbedingungen kann dies wohl nur zu weiterer Staatsverschuldung und Inflation führen.

Ohne Geld!

Zurück zum Ausgangspunkt. Konkrete Bedürfnisse artikulieren sich stets in vorgefundenen Konventionen. Man sollte sie daher nicht denunzieren, andererseits aber auch nicht als vorgegeben akzeptieren. Sozialkritik und transvolutionäre Praxis auf der Höhe der Zeit müssten diese Interessen anerkennen, aber permanent auf ihre subjektiven Beschränktheiten als Folge objektiver Beschränkungen verweisen. Es gilt sich solidarisch, aber nicht opportunistisch zu verhalten.

Jeder soziale Kampf ist einer ums Geld. Damit ist seine Formbestimmung als Grundproblem bereits ausgesprochen. Eins kapriziert sich deswegen so auf die monetäre Form, weil die ganze Gesellschaft wie betäubt auf das Geld starrt. Dass man ein *Einkommen* haben muss, ist nicht länger als Apriori hinzunehmen. Radikal ist nicht die Forderung nach einem Grundeinkommen, sondern nach einem *Auskommen* für alle, was meint, dass Produkte und Leistungen für alle direkt und

frei zugänglich sind. Geld abschaffen? Aber selbstverständlich! Nix kaufen, nix tauschen, nix handeln? Genau das!

Man könnte die Versorgung der Menschen auch ganz anders angehen, indem man etwa die kostenlose Nutzung vorhandener Infrastruktur in den Mittelpunkt stellt: Bäder, Bibliotheken, Spitäler, U-Bahnen und Eisenbahnen, oder auch Universitäten und Fortbildungskurse könnten gratis sein. Möglichst alle öffentlichen Einrichtungen sollten freigegeben werden, auch Theater, Konzerte, Galerien. Und Grundnahrungsmittel. Warum nicht? Was das Leben nährt, ist vornehmlich materieller, geistiger und emotioneller Natur. Das Monetäre erzielt das höchstens auf einem Umweg.

Es geht um die Sozialisierung von Räumen und Zeiten durch die Menschen, nicht um das Weitertreiben der In-Preissetzung aller Kommunikationsfelder. Um *Dekommodifizierung des Alltags*. Das bedeutet auch, dass gerade der unselige Wertbegriff in allen seinen Varianten als negative Kategorie zu denken ist, nicht als positiver Bezugspunkt; als etwas, das uns in Beschlag nimmt, nicht was wir in Beschlag zu nehmen haben. Das ist allerdings schwierig, vor allem, weil der Wert und die Werte in der Alltagssprache eine heilige und somit heillose Funktion erfüllen. Schon ihre sprachliche Verwendung vollzieht sich als Bekenntnis. Wir sollten uns darin üben, unsere Wünsche und Bedürfnisse nicht automatisch in Größen des Geldes zu denken, sondern als unmittelbare Anliegen anzusehen. Geld hat keine befreiende Wirkung, sondern eine einschnürende. Auch wenn man genug hat. Es ist immer bedroht: vom Warenhunger, von Inflation und Spekulation, von anderen ordinären Zu- und Überfällen. Keine Hortung macht es sicher. Geld macht nicht glücklich, nur Glück macht glücklich.

In Kopf und Bauch müsste rein, dass der Zugang zu den Gütern über ein Einkommen eine wahnwitzige und keineswegs unhintergehbare Form der Distribution darstellt. Wenn genug da ist für alle, warum muss es über Geld verhandelt werden? Wozu muss das stoffliche und zeitliche Rechnungswesen mit einem monetären belastet werden? Was ist so unvorstellbar an einer direkten Kommunikation von Gütern? Warum müssen sie als Waren auf den Markt gebracht werden? Die banale Frage zum Schluss kann nur lauten: Was gilt es zu ermöglichen und zu garantieren? Das Leben oder das Kaufen? Und niemand sage, das sei kein Unterschied. Es ist letztlich einer ums Ganze!

Wertkritik im Comic

von Peter Samol

Zwei Comic-Alben eröffnen interessante Einblicke in die Irrungen und Wirrungen der Arbeitsgesellschaft.

Wer sich den gesellschaftlichen Verhältnissen im Kapitalismus mit einer kindlich naiven Grundhaltung nähert, kann zu Erkenntnissen gelangen, die dem unbedarften Normalzeitgenossen schlichtweg entgehen. Ein bekanntes Beispiel dafür ist Hans Christian Andersens Märchen von des Kaisers neuen Kleidern. Während Andersens Text eher ein metaphorischer Charakter innewohnt, sollen im Folgenden zwei Beispiele aus der Spätphase des Kapitalismus vorgestellt werden, die sich stärker mit den konkreten Gegebenheiten unserer Gesellschaftsform befassen. Sie gehören dem Medium der Comics an.

„Um zu schlumpfen¹, musst du irgendetwas arbeiten“

Eine Art „Grundkurs“ einer Wertkritik im Comic findet sich im Album „Der Finanzschlumpf“ von Thierry Culliford², Alain Maury und Luc Parthoens.

Im übersichtlichen Dorf der kleinen blauen Wichte geht jeder Einwohner seiner Lieblingstätigkeit nach und alle leben dabei prächtig miteinander: Der Bastelschlumpf bastelt gern und erledigt nebenbei anstehende Reparaturen, der Kochschlumpf bekocht das ganze Dorf, der Schlafschlumpf schläft meistens und der Eitle Schlumpf ist ständig damit beschäftigt, der bestangezogene Mann des ganzen Dorfes zu sein. Verdrießlich stimmt sie eigentlich nur, wenn einmal eine große gemeinsame Anstrengung anfällt. Gilt es zum Beispiel, die Brücke über den Fluss zu erneuern, dann müssen eben alle dabei mithelfen. Den meisten macht das keinen Spaß. Außer dem Bastelschlumpf natürlich. Niemand behauptet, dass ein Leben ohne abstrakte Arbeit das Paradies ist – aber die Lebensweise der Schlumpfe scheint ihm schon recht nahe zu kommen.

Doch dann hält das Verhängnis seinen langsamen, aber unaufhaltsamen Einzug in das idyllische Dorf. Ein Schlumpf kehrt von einer Mission aus der Welt der Menschen zurück. Dort hat er beobach-

tet, dass fast jede Lebensäußerung mit dem Austausch von Goldmünzen verbunden ist. Das hält er für eine lustige Idee und überredet seine Mitschlumpfe, auch im eigenen Dorf das Geld einzuführen. Jeder erhält zu Beginn 100 Taler, mit denen er von nun an Dinge und Dienstleistungen, die er von anderen erhält, vergüten soll. Anfängliche Schwierigkeiten („Und wieviel schlumpfe ich dafür, ein Fenster zu streichen?“³) werden bald vom Finanzschlumpf, wie der Neuerer mittlerweile genannt wird, ausgeräumt: Schnell erkennt er, dass der Wert einer Ware durch die Arbeitszeit bestimmt wird, die in ihr steckt. Bald hält eine emsige Tauscherei Einzug in das Dorf. Zuerst scheint alles noch seinen ganz normalen Gang zu gehen, aber schließlich wird bei einigen das Geld knapp, während es sich bei anderen anhäuft. Der Finanzschlumpf weiß Rat: Es muss gearbeitet werden, denn „um zu schlumpfen, musst du irgendetwas arbeiten“, wie er dem inzwischen mittellos gewordenen Schlafschlumpf mitteilt. Eine günstige Gelegenheit bietet sich, als wieder einmal eine Erneuerung der Brücke fällig ist. Der Finanzschlumpf nimmt das Projekt unter seine Regie und betraut den Bastelschlumpf mit der technischen Durchführung. Jetzt hat aber nicht einmal der noch Spaß am Brückenbau, denn die zur Lohnarbeit gezwungenen Schlumpfe achten pingelig darauf, keine Sekunde zuviel zu arbeiten. Zur Finanzierung der Brücke muss nach ihrer Fertigstellung obendrein eine Mautstelle eingerichtet werden. Jeder muss sich von nun an gut überlegen, ob sich eine Brückenüberquerung für ihn lohnt.

Alles in allem wird das Leben im Schlumpfdorf immer ungemütlicher. Während die einen rastlos ihr Vermögen mehren, wissen die anderen vor Geldsorgen weder ein noch aus. Die Errichtung eines riesigen Bankpalastes wird schließlich zum Stein des Anstoßes: Einige Schlumpfe wandern mit dem Ziel aus, ein neues Dorf zu gründen, in dem es garantiert kein Geld mehr geben soll. Einer nach dem anderen schließt sich dieser Bewegung an, am Ende sogar der Finanzschlumpf selbst. Damit wird die Errichtung eines neuen Dorfes überflüssig und alle kehren in das alte zurück.

„Arbeit für uns Sklaven“⁴

Der „Aufbaukurs“ der Wertkritik im Comic findet sich im Asterix-Band Nr. 23: „Obelix GmbH & Co.KG“. Es ist der vorletzte Band, an dem der verstorbene Asterix-Texter René Goscinny mitgewirkt hat und ein Highlight der besonderen Art.⁵

Während es den Schlumpfen gelingt, die Fetischform aus eigener Kraft abzuschütteln, müssen die Gallier die Krise erst vollständig durchlaufen, bevor sie in der Lage sind, den Irrsinn einer Produktionsweise zu erkennen, die nicht auf menschliche Bedürfnisse, sondern die Erfordernisse eines gänzlich anonymen Marktes abgestimmt ist. Das kleine Dorf der Titelhelden Asterix und Obelix ist im Jahre 50 v. Chr. bekanntlich das einzige von den Römern nicht besetzte gallische Fleckchen Erde. Der Grund dafür liegt in dem Zauberspruch, der den Dorfbewohnern Bärenkräfte verleiht und sie militärisch unbesiegbar macht. Im vorliegenden Band versuchen die Römer daher auf einem anderen Weg, das Dorf ihrem Imperium einzuverleiben. Nach dem Motto: „Der Reiz des Goldes wird sie schwach machen und sie beschäftigen!“⁶, begibt sich der römische Gesandte Technokratus⁷ mit viel Gold ausgestattet zu den Galliern. Als erstem von ihnen begegnet er Obelix, der zufällig gerade einen Hinkelstein bei sich trägt. Flugs erklärt sich Technokratus zum „Hinkelsteinaufkäufer“ und kauft Obelix den besagten Hinkelstein ab. Darüber hinaus verlangt er, dass immer mehr Exemplare dieser völlig nutzlosen Ware produziert werden und garantiert sie alle abzunehmen. Bald darauf ist Obelix ein reicher Mann, was die anderen Einwohner seines Dorfes dazu animiert, ihr Glück ebenfalls in der Hinkelsteinproduktion zu suchen. Auf diese Weise wird ein Produkt, das ursprünglich Ausfluss von Obelix' Privatmarotte war, ein Exportschlager. Bald wird das Dorf mit römischem Gold überschwemmt, was wiederum zu dramatischen Änderungen führt. Zwar waren die Dörfler schon zuvor mit dem Gebrauch von Geld vertraut, es spielte aber bis dahin im Rahmen ihrer Selbstversorgungswirtschaft und übersichtlichen Tauschökonomie keine wesentliche Rolle. Das ändert sich schlagartig. Bald ist die eine Hälfte der Männer des Dorfes mit der Hinkelstein-

produktion beschäftigt, während die andere mit der Beschaffung von Nahrungsmitteln (natürlich Wildschwein) betraut wird. Die Frauen des Dorfes werden eingespant, indem sie lächerlich protzige Vorläufer der Businesskleidung herstellen, mit der die Hinkelsteinproduzenten sich gegenseitig sowie die anderen Dorfbewohner beeindrucken wollen.

Die Rechnung der Römer geht auf. In der Tat sind alle Gallier dermaßen mit dem Gelderwerb beschäftigt, dass ihnen keine Zeit mehr bleibt, sich mit den Römern zu schlagen. Sie haben sich allerdings ein neues Problem eingehandelt. Die Gallier sind nämlich dermaßen fleißig, dass den Römern das Geld für den Aufkauf der Hinkelsteine auszugehen droht. Technokratias weiß auch diesmal Rat. Er lässt die Unmengen von Hinkelsteinen nach Rom transportieren und macht sie dort mit einer gezielten Marketingkampagne zum Verkaufsschlager. Tatsächlich sieht es zuerst so aus, als könnte auf diesem Wege obendrein noch die römische Staatskasse saniert werden. Doch dann kommt es, wie es kommen muss. Andere Produzenten erscheinen mit Nachahmerprodukten auf dem Markt: „Inländischer Hinkelstein. Billiger als Importhinkelstein! – Kauft römische Erzeugnisse!“⁸ Der Versuch der römischen Regierung, die heimische Hinkelsteinproduktion zu unterdrücken, scheitert an Sklavenaufständen. Deren Motto lautet: „Das einzige Recht des Sklaven ist das Recht auf Arbeit. Es darf ihm nicht genommen werden.“⁹ Schließlich muss der Markt wieder für römische Hinkelsteine freigegeben werden. Was alles noch schlimmer macht: Hinkelsteine sind ein grauenhaft langlebiges Produkt und kein Mensch braucht einen Ersatzhinkelstein. (Merke: Güter, die für die Ewigkeit produziert werden, sind der Tod jeder Wert-Verwertung.) Und auch in der Antike schlägt bereits die Globalisierung zu Buche. Phönizier, Griechen und sogar Ägypter (Hinkelsteine in Obeliskform) schließen sich der Hinkelstein-Manie an. Der Markt wird endgültig überschwemmt¹⁰ und die Hinkelsteine verfallen drastisch im Preis: „Beim Kauf eines Sklaven zwei Hinkelsteine gratis“.¹¹ Schließlich kommt es zur Katastrophe. Die römische Regierung bleibt auf ihren gallischen Hinkelsteinen sitzen. Am Ende ist nicht nur die Staatskasse leer, sondern obendrein verfällt auch noch der Wert der römischen Währung drastisch. Das wiederum beseitigt automatisch die Reichtumsunterschiede im gallischen Dorf und bald geht dort wieder alles seinen gewohnten Gang.

Dogmatische Gralshüter werden an den vorgestellten Comics natürlich etliche „theoretische Mängel“ feststellen. Nichtsdestotrotz sind die Verfasser der vorliegenden Werke den zeitgenössischen neoliberalen und keynesianischen Dünnbrettbohrern haushoch überlegen. Beide Comic-Alben liefern auf je ihre Weise ausgesprochen präzise Schilderungen der ökonomischen Mechanismen. In Anbetracht der Tatsache, dass es sich hier eigentlich um Vertreter der Comic-Gattung der so genannten „Funnies“ handelt, bei welcher vor allem Witz und leichte Unterhaltung im Vordergrund stehen sollen, ist also Beachtliches geleistet worden.

Beide Alben haben das Zeug dazu, ein guter Anfang dafür zu sein, im Umgang mit den scheinbaren Selbstverständlichkeiten unserer Gesellschaft eine unbefangene Perspektive jenseits der Warenlogik einzunehmen. So wird etwa demonstriert, auf welche Weise die Installation des abstrakten Mechanismus von Arbeit, Ware und Geld eine solidarische Gruppe von Personen in eine zugleich lächerliche und traurige Ansammlung vereinsamter Individuen verwandelt, in der jeder mit seinen Sorgen ganz für sich allein ist. Während sich der Schlumpf-Comic besonders eingehend mit dieser Problematik beschäftigt, stellt der Asterix-Band sehr präzise dar, wie der ganz gewöhnliche Gang der Dinge in der Warengesellschaft schließlich zur Überproduktion mitsamt Marktüberschwemmung, Kapitalentwertung und Inflation führt.

Ein besonderes Plus der vorgestellten Comics liegt darin, dass in beiden Fällen die Krise, in die die Betroffenen durch die Einführung der Geld- und Warenwirtschaft gestürzt werden, als systemisches Geschehen dargestellt wird. Keine Person und keine Gruppe wird für die Misere verantwortlich gemacht; es gibt keine Klassen, keine Rassen und auch sonst keine vermeintlichen Bösewichter, die an der selbstgeschaffenen Misere die Schuld tragen sollen. In beiden Fällen erleben die Betroffenen vielmehr, wie das Geld selbst und die mit ihm einhergehende abstrakte Arbeit alle bestehenden Bindungen auflösen und schließlich in die Katastrophe führen.

Solche spielerischen ersten Einblicke in die fundamentalen pathologischen Prozesse der Gegenwart sind nicht zu unterschätzen und stellen eine Möglichkeit zum Einstieg in die Wertkritik sein. Aber sie eröffnen auch für Fortgeschrittene erheitende Einblicke in den Gegenstand ihrer Reflexionen. So würde ein Schlumpf beispielsweise auf die Frage, wer denn die Brötchen backen soll, wenn kei-

ner mehr arbeitet, mit größter Selbstverständlichkeit antworten: „Der Bäcker-schlumpf natürlich!“. Der kann das nämlich und hat auch noch Spaß daran. Im Klartext: Auch ohne Arbeitszwang kann man den nützlichen und notwendigen Tätigkeiten nachgehen. An denen hat man dann nicht nur seine Freude, sondern sie führen darüber hinaus auch zu brauchbaren Ergebnissen.

Literatur

- Der Finanzschlumpf*. Carlsen Comics, Hamburg 1999 (Orig.: *Le Schtroumpf Financier*, Brüssel 1992).
Obelix GmbH & Co. Kg. Delta Verlag GmbH, Stuttgart 1991 (Orig.: *Obélix et compagnie*, Paris 1976).

Anmerkungen

- 1 Der Platzhalter „schlumpfen“ (Subst.: Schlumpf, Adj.: schlumpfig) wird von den Schlümpfen eingesetzt, um ein beliebiges Verb, Substantiv oder Adjektiv zu ersetzen. Das hat für den Leser häufig den Effekt, dass er eigene Vorstellungen in die entsprechende Stelle hineinlesen kann. Im Fall der Zitates in der Überschrift (*Der Finanzschlumpf*, S. 26) bieten sich die Worte „essen“ oder „leben“ an.
- 2 Thierry Culliford ist Sohn des Schlumpferfinders Pierre Culliford, besser bekannt als „Peyo“.
- 3 *Der Finanzschlumpf*, S. 20.
- 4 *Obelix GmbH & Co. KG*, S. 39.
- 5 Die Besprechung dieses Asterix-Bandes geht auf eine Anregung von Ernst Lohoff zurück. Dieser Abschnitt erfuhr außerdem durch seine kritische Durchsicht zahlreiche Verbesserungen. Dafür sei ihm an dieser Stelle pauschal gedankt.
- 6 *Ebd.*, S. 12.
- 7 Angeblich eine Karikatur des jüngeren Jacques Chirac (siehe <http://www.htw-dresden.de/~htw8195/asterix/guest.htm>).
- 8 *Ebd.*, S. 38.
- 9 *Ebd.*, S. 39. Diese „Weisheit“ dürfte Hartz IV-Betroffenen und anderen Arbeitslosen nur allzu bekannt vorkommen.
- 10 Bildlich sehr schön dargestellt anhand der unglückseligen Piraten, deren Schiff in fast jedem Asterix-Band mindestens ein Mal obligatorisch versenkt wird. Diesmal wird ein völlig neuer Weg in den Untergang besritten. Das Schiff säuft nämlich ab, weil es mit erbeuteten Hinkelsteinen überladen wurde. Der Piratenkapitän rechtfertigt sein Missgeschick mit den Worten: „Bin ich vielleicht daran schuld, dass zur Zeit alle Schiffe, die wir plündern, Hinkelsteine geladen haben?“ (*ebd.*, S. 40).
- 11 *Ebd.*, S. 41.

Kibbuz und nachkapitalistische Sozialstrukturen

von Meinhard Creydt

Zu dem Dogma, Alternativen zu Konkurrenz, Hierarchie und Privateigentum seien unpraktikabel, bildet der israelische Kibbuz ein lehrreiches Gegenbeispiel. Es zeigt: ‚Anders arbeiten – anders leben‘ ist möglich. Ein auf Gemeinschaftsbesitz und -leben und auf Gleichheit des realen Pro-Kopf-Einkommens orientiertes Projekt und eine deutlich weniger hierarchisch strukturierte und auf Rotation möglichst vieler Personen auf Leitungspositionen orientierte Organisation führen nicht zu organisatorischem Chaos und nicht zu massiven Einbußen in puncto Produktion und Konsumtion. Die Kibbuzim gelten seit Jahrzehnten als „die weltgrößte kommunitäre Bewegung“ (Feingold-Studnik 2002, 35) mit einer erheblichen Beteiligung: 1949 gab es 63.500 Kibbuzmitglieder, 1966 81.900, 1986 127.000 (Busch-Lüty 1989, 36), 2001: 127.000 (Feingold-Studnik 2002, 6). Allerdings verbleibt der Kibbuz mikrosozialistisch. Die Verhältnisse zwischen den Kibbuzim und ihren Geschäftspartnern ‚draußen‘ unterscheiden sich nicht von sonstigen kapitalistischen Strukturen, wenn man vom seitens der Kibbuzverbände intern veranstalteten Finanzausgleich zwischen ärmeren und reicheren Kibbuzim absieht.

Zentral für den Kibbuz sind der Vorrang der Versorgung der Kibbuzmitglieder mit öffentlichen Gütern vor ihrer Ausstattung mit privaten Gütern und die Abkoppelung der Lebenssicherung von der individuellen Arbeitsleistung sowie die Verlagerung der Lebenssicherung auf das Kollektiv. Der Anteil des gemeinschaftlichen Konsums (Ernährung, Erziehung, Bildung, Wohnen und Einrichtung, Transportmittel, soziale Hilfen, medizinische Versorgung) betrug im Durchschnitt der Kibbuzim 80 Prozent des Konsumbudgets. Nur 20 Prozent wurden an das Kibbuzmitglied in Geld ausgezahlt (Busch-Lüty 1989, 64). In der Vergangenheit wurde dies in der Kibbuzbewegung nicht ohne Rigiditäten praktiziert. So war in den 50er Jahren die Frage ein ernsthaftes und umstrittenes Diskussionsthema, ob die Kibbuzniks eigene Teekessel besitzen durften. Der Verzicht auf

differenzierte Entlohnung korrespondiert mit einer hohen Bedeutung der Bedürfnisse nach gemeinsamer Gestaltung des Gemeinsamen und „Verantwortungsgemeinschaft“ ... Das Kibbuzsystem bringt es offensichtlich zuwege, dass Übertragung und Ausübung von Autorität ohne nennenswerte Machtkonzentration und damit auch ohne Belastung der zwischenmenschlichen Beziehungen funktionieren kann“ (Busch-Lüty 1989, 140). Ein wesentliches Moment der Kibbuzim ist die Rotation der Tätigkeiten und das Vorhaben, die Trennung von Hand- und Kopfarbeit wenn auch nicht gänzlich aufzuheben, so doch zu verflüssigen. Im Kibbuz herrscht die gleichrangige Bewertung jeglicher Arbeit, „wobei intellektueller Scharfsinn nicht höher eingeschätzt wird als handwerkliches Geschick, oder physische Kraft nicht höher als Organisationstalent etc.“ (Rosner 1982, 61). Ebenfalls bemerkenswert ist das Vorhaben, die Befreiung nicht allein *von*, sondern *in* der Arbeit zu praktizieren, indem nicht nur die Festlegung von Individuen auf hauptsächlich eine Arbeitsart vermieden, sondern auch in die Humanisierung der Arbeitsbedingungen investiert wurde.

Günstige Startbedingungen für die Enthierarchisierung¹ und die egalitäre Bezahlung in den Kibbuzim fanden sich in einer normativen Orientierung, die aus spezifischen, historisch einmaligen Faktoren resultierte. Das Projekt einer ‚Eroberung der Arbeit‘ reagierte auf den Jahrhunderte währenden Ausschluss der Juden von landwirtschaftlicher und gewerblicher Betätigung. Der Einfluss von Jugendbewegung und Sozialismus sowie die Armut der jüdischen Pioniere in Palästina trugen zu einer egalitären und auf ein Ideal körperlichen Arbeitens ausgerichteten Perspektive bei. Die Kibbuzim hatten lange Zeit eine gesamtgesellschaftlich durchaus anerkannte Pionierrolle inne. Bei eher isolierten Versuchen von Enthierarchisierung und egalitärer Bezahlung in Projekten in der deutschen Alternativbewegung (‚Arbeiten ohne Chef‘) fehlte die in den Kibbuzim anzutreffende normative Einbettung der Selbstverwaltung

in eine übergreifende Orientierung bezüglich des Sinns der Arbeit und des sozialen Lebens. Es fragt sich, wie die dem Kibbuz zuzuschreibenden positiven Werte außerhalb Israels verwirklicht werden können *ohne* die unübertragbaren israelischen Erfahrungsverarbeitungen und historischen sowie internationalen Voraussetzungen. Diese Frage stellt sich auch für die Kibbuzim, insofern sie selbst durch ökonomische Rahmenbedingungen und auch durch die Erosion der für sie anfangs prägenden normativen Voraussetzungen in die Krise gekommen sind. Die unübertragbare Schubkraft, die ursprünglich hinter den Kibbuzim stand, resultierte nicht zuletzt aus dem Projekt der Gründung der israelischen Nation, der Integration von Emigranten und der Siedlungstätigkeit in Entwicklungs- und Grenzgebieten.

Es ging in den Kibbuzim nicht um eine Vorstellung von einer gleichmäßigen Beteiligung aller an den Entscheidungsprozessen. Vielmehr war den Kibbuzim daran gelegen, die Beteiligung auf ein Maß zu erhöhen, das sie als sozial-dominant und hegemonial durchsetzt. Zwar vermag das Prinzip der Ämterrotation nicht „die Gesamtheit der Mitgliedschaft direkt zur Arbeit in den leitenden Instanzen heranzuziehen“ (Pallmann 1966, 157), aber die Rotation vergrößert „zumindest die Schicht der zur Ausfüllung der Führungspositionen geeigneten Siedlungsgenossen, von denen zu jeder Zeit ein bestimmter Prozentsatz vorübergehend ohne spezielle Funktion ist und damit als Führer der ‚laienhaften‘ Teile der öffentlichen Meinung fungieren kann. Diese, wie man sie nennen könnte: ‚intra-elitäre Kontrolle‘ funktioniert natürlich nur unter der Bedingung, dass die ‚Elite‘ nicht zur primären Solidaritätsgruppe ihrer Angehörigen wird“ (ebd.).

Im Unterschied zu den Gefahren, die von Hierarchien und Machtzusammenballungen ausgehen, kam es in der Vergangenheit in den Kibbuzim zu einer Art ‚Ämterscheu‘. Die Zurückhaltung, höhere Ämter zu übernehmen, resultierte aus einem „negativen ‚Ertrags-Saldo‘ ...: die ‚Gewinne‘ – in Gestalt von sozialem Sta-

tus, Einfluss, Selbstverwirklichung – aus solchen Ämtern wiegen die ‚Verluste‘ (zusätzliche Arbeit, Belastung, Ärger) nicht auf“ (Busch-Lüty 1989, 106). Interessant ist, wie sich das Sozialprestige in Kibbuzim im Vergleich zu modernen kapitalistischen Gesellschaften verlagert hat: Auf den obersten Rängen von Ansehen und Sympathie stehen hervorragende Arbeiter und loyale Mitglieder. Leitende Amtsträger nehmen in der Beliebtheit die vorletzte von sieben Positionen ein (Rosner 1982, 98f.).

Für das emphatische Selbstverständnis des Kibbuzlebens war die Betonung des Alltags im Unterschied zu außerordentlichen Heldentaten oder zu heute erlebnisgesellschaftlich gesuchten ‚Events‘ wesentlich. Dazu Gerson: „Wir erwarten uns Erneuerung nicht von einer neuen Lehre, sondern von einer bestimmten Art zu leben. Offenheit gegenüber dem Geschehen scheint uns ein entscheidend wichtiges Element dieser Haltung zu sein. Die meisten Menschen haben sich ja nicht nur einen Schutzpanzer gegen die anderen Menschen angezogen; sie stecken auch in einer Isolierschicht, die sie vor der Berührung durch die Lebensenergie bewahren soll. Offenheit – damit meinen wir die Fähigkeit, sich treffen, sich vom Geschehen etwas sagen zu lassen. Es mag fast so klingen, als wollte ich wieder einer individualistischen Meinung das Wort reden, die sagt: der Mensch muss möglichst viel ins Ich einsaugen, möglichst viel sehen und erleben, – dann wird er weit und reif. ... Die Fähigkeit, einem Menschen richtig zuzuhören; die Kraft zur Hingabe an eine Arbeit, die gerade geleistet sein will; die Nüchternheit ruhigen Vorwärtsschreitens, die nicht zwischen beglücktem Aufschwung und trostloser Leere hin- und hertaumelt, sondern fest gegründeten Sinns sich den geraden Weg bahnt, – das ist die Art, der wir vertrauen“ (Gerson, 1982, 193f.).

Problematisch ist am Kibbuz die Motivation, die aus dem sozialen Druck in einer Gemeinschaft resultiert, in der es „eigentlich keinen wesentlichen Unterschied (gibt) (im Kibbuz – Verf.) zwischen den Beziehungen am Arbeitsplatz und nach der Arbeit. Man lebt und arbeitet gemeinsam. Dies drückt sich darin aus, dass man am selben Ort wohnt, kulturelle Veranstaltungen gemeinsam besucht, gemeinsame soziale Aktivitäten hat, die Kinder werden gemeinsam erzogen. Der Kibbuz ist quasi für alle Lebensbereiche zuständig: Gesundheitswesen, Kindererziehung, Lebensstandard, Wohnmöglichkeiten, kulturelles und soziales Leben“ (Feingold-Studnik 2002, 56).

Eine Grenze des Kibbuz besteht darin, dass er innerhalb einer ihm indifferent bis (zunehmend) feindlich gesonnenen Umwelt existiert. Die positiven Inhalte – die sozial nützliche und human gestaltete Arbeit, der weitgehende Wegfall von Privatbesitz und von Hierarchien – sind auf eine Gemeinschaft bezogen, die sich von der Außenwelt abgrenzen muss, sodass die unmittelbare Resonanz in der Gemeinschaft zum Maß der Kibbuz-‚Dinge‘ wird. Insofern der Kibbuz eine Gemeinschaft ist und sie durch ihre Mitglieder getragen wird, die sich in freier Entscheidung für sie entschieden haben, gibt es einen zirkulären Begründungszusammenhang zwischen Individuen und Sozialgebilde. Probleme der Gemeinschaft verweisen auf die Charakterstruktur der Individuen, und Probleme der Individuen verweisen auf den Zustand der Gemeinschaft. Es fällt dann schwer, ein Drittes als den Zustand der Gemeinschaft verursachend aufzufassen und sich zum Kibbuz objektivierend zu stellen. Denn immer, wenn von ihm die Rede ist, ist scheinbar auch zugleich unmittelbar von den es tragenden Individuen die Rede. Dies unterscheidet das Verhältnis der Kibbuzniks zum Kibbuz von dem der Mitglieder der Gesellschaft zur Gesellschaft.² Gemeinschaften neigen immer dazu, das Problem der Individuen mit ihnen als Problem zwischen Ego und Gemeinschaftsinn aufzufassen, bspw. als Mangel an Identifikation mit dem Projekt.

Das unmittelbare Zusammenleben in der Gemeinschaft bildet Konformitätsmotive aus, die auch jenseits der Einsicht in das eigene Tun und dessen Zwecke, Voraussetzungen usw. wirken. Gerson (1982a, 211) zufolge ist ein Hauptmotiv im täglichen Leben des Kibbuz-Menschen, „ob ihn die öffentliche Meinung in seinem Kibbuz hochschätzt und akzeptiert. Moni Alon hat mit Recht betont, dass diese Wertschätzung vor allem in der Bewährung in der täglichen Arbeit und der täglichen Offenheit für die aktuellen Probleme des Kibbuz erworben wird und dass sie ihren Ausdruck findet in der Wahl zu Ämtern und Komitees des Kibbuz sowie in der Art, wie man solchen Menschen in der wöchentlichen Kibbuz-Versammlung zuhört“. Mit ‚schlechter Arbeit‘ kommt man „im Kibbuz ‚ins Gerede‘ „.

Amos Oz schreibt über die hohe gemeinschaftsbildende Kraft des Klatsches im Kibbuz: „Jeder urteilt und jeder wird beurteilt. Keine Schwäche kann sich der Beurteilung durch die anderen entziehen. Es gibt keine heimlichen Winkel. ... So sind wir allesamt gezwungen, Krieg gegen

unsere Natur zu führen, uns zu reinigen und zu veredeln. Wir schleifen einander wie Steine in einem Flussbett und geben unserer Natur keinen Pardon. ... Durch Klatsch halten wir unsere Triebe im Zaum und werden allmählich bessere Menschen. Der Klatsch bildet eine Großmacht unseres Lebens, weil unser Leben offen liegt wie ein Dorfplatz unter der Mittagssonne. Gilt der Klatsch anderswo nur als mieser Charakterzug, ... so beteiligt er sich bei uns an der Verbesserung der Welt“ (Zit. n. Heinsohn 1981, 87).

Die Kibbuzim stellen als besondere gemeinschaftliche Sozialgebilde in einer ihnen gegenüber indifferenten bis feindlichen Umwelt zugleich ein Projekt der Realisierung allgemeiner Ziele und der Stabilisierung eines konkreten vorfindlichen Sozialgebildes gegen die gesellschaftliche Außenwelt dar. Es kann dann praktisch nicht mehr zwischen diesen beiden Dimensionen des Kibbuz unterschieden werden. Vielmehr werden die allgemeinen Ziele nur realisierbar nach Maßgabe einer Gruppe von bestimmten Kibbuzmitgliedern und den Imperativen ihres Zusammenlebens. In insulären Projekten wie den Kibbuzim werden die Imperative der Gruppenstabilisierung, des Zusammenlebens und -bleibens überwertig – als Gemeinschaft auf der Insel, deren Begrenzung und Befestigung durch die Kibbuzmitglieder selbst gebildet werden müssen. Die Imperative sozialer Kompatibilität und interner Kohärenz der Gruppe als Gruppe stehen so notgedrungen an einer Stelle, an der bei sozial verallgemeinerter Verwirklichung der allgemeinen Ziele deren Pflege und Kultivierung stehen würde. Welche eigenen Dynamiken in Gemeinschaften ihre Kraft entfalten, davon zeugt der Kibbuz als „familienbetontes Gemeinwesen. Obgleich einige ledige oder geschiedene Personen ebenfalls stets anzutreffen sind, bilden sie – außer in ganz jungen Siedlungen – die Ausnahme von der Regel. Die Ehen sind zumeist beständig. Scheidungen kommen vor, sind aber seltener als bei dem vergleichbaren Bevölkerungsteil Israels außerhalb des Kibbuz“ (Gasiot 1981, 311). Durch face-to-face-Kontakte, räumliche Nähe der meisten Tätigkeiten im Kibbuz und alle einbeziehende Aushandlungen baut sich eine Gemeinschaft auf, die in der Vermischung von persönlichen und das Kollektiv betreffenden Auseinandersetzungen ihre Achillesferse hat. In derart eng verflochtenen Gruppen entstehen Spannungen durch Partnerwechsel. Wo sich die Beteiligten „in allen Lebenssphären wieder begegnen, dort wird Promiskuität zum

Skandal“ (Heinsohn 1981, 89). Wir haben es hier mit einem alten, auch für frühere kommunitäre Projekte notorischen Problem zu tun (vgl. Landshut 1969, 187, 193).

Insofern der Kibbuz die allgemeinen Ziele als unmittelbare, besondere Gemeinschaft realisiert, stellt es auch eine Überforderung des Individuums dar. Heinsohn (1982a, 345) beobachtet unter israelischen Linken, dass diese dem Kibbuz z.T. „ihren tiefsten Respekt bekunden, aber versichern, sie brauchten Heimlichkeit, Fremdheit, Ungewissheit, sexuelle Abwechslung und Abenteuerlust, seien nicht der ‚richtige Typ‘ für eine egalitäre Gesellschaft.“ All dies spricht weniger gegen die allgemeinen Ziele der Kibbuz (Gemeineigentum, Hierarchieabbau, Humanisierung der Arbeit usw.) als gegen deren Realisierung in engen und insulären Gemeinschaften. Tatsächlich ist der Dichtestress ein Moment des Kibbuz, das ihm schon quasi ökologisch eigen ist: Im Kibbuz haben „nur etwa 30 Prozent der Beschäftigten ihren Arbeitsplatz außerhalb des unmittelbaren Siedlungskomplexes, also z.B. in etwas entfernt liegenden Obstplantagen. Dadurch ist eine gegenseitige Nähe von Produktions- und Konsumsektor, von Arbeitswelt und Freizeitbereich gegeben, wie sie sonst nur, wenn auch unter ganz anderen Produktionsverhältnissen und Familienstrukturen, in Form der traditionellen Großfamilie bekannt ist“ (Liegle 1979, 161). Hinzu kommt, dass die Kibbuzim meist relativ weit von den Städten entfernt liegen.

Die Entwicklung des Kibbuz in den letzten 25 Jahren steht im Kontext ungünstiger Außenbedingungen. Relevant sind u.a.:

- die ökonomische Krise der israelischen Wirtschaft, die den Druck auf die Kibbuzim erhöht und das ökonomische Effizienzdenken in ihnen verstärkt. Ein eigener Faktor ist hierbei die Entwicklung des für die Kibbuzim wichtigen israelischen Gewerkschaftsverbandes Histadrut und seiner Eigenbetriebe (vgl. dazu Simhon 2005). Hier schwächelt sowohl von der Nachfrageseite wie auch vom soziokulturellen Meinungsklima eine für die Kibbuzim günstige Umwelt;
- die gewachsene Rolle der ‚rechten‘ Parteien (Likud als Regierungspartei) und ihr geringeres Interesse an den Kibbuzim und den eher ‚linken‘ Parteien zuneigenden Kibbuzniks. Demgegenüber war „von 1933 bis 1977 der Linkszionismus die beherrschende Kraft sowohl in der Jewish Agency³ als auch später in der Regierung Israels

(Busch-Lüty 1989, 117). Waren bis 1969 unter den 120 Parlamentsmitgliedern zwischen 18 und 25 Kibbuzniks, so 1984 noch 8, 1988 5 (ebd. 117f.);

- die massive Einwanderung von Juden aus der früheren Sowjetunion, die kollektiven Projekten wie dem Kibbuz gegenüber eher unaufgeschlossen sind. Allein 1990 erhöhte sich die Einwohnerzahl Israels (vorher: 4,5 Mio) um 250.000;
- die notwendige Verlagerung der wirtschaftlichen Aktivitäten aus dem landwirtschaftlichen in den industriellen Bereich. Bereits „von 1982 bis 1988 sanken die Einnahmen der Landwirtschaft Israels um 5 Prozent, der Landwirtschaftsertrag der Kibbuzim um 2,5 Prozent jährlich“ (Feingold-Studnik 2002, 40). Mit dem Rückgang der Weltmarktpreise für Agrarerzeugnisse verschlechterte sich die Einkommenssituation der Kibbuzim: „Allein von 1981 bis 1985 verminderte sich der Wert ihrer Agrarproduktion um ein Viertel“ (Buch-Lüty 1989, 81);
- der Palästina-Konflikt, der die Militarisierung der israelischen Gesellschaft verschärft, den Staatshaushalt belastet und den Tourismus als neu gewonnenes Tätigkeitsfeld der Kibbuzim infrage stellt;
- die in den westlichen Ländern allgemeine Veränderung der Lebensweise (‚Individualisierung‘), die die für die Gründergenerationen der Kibbuzim typischen Pionier- und Gemeinschaftsmentalitäten untergräbt.⁴ Zwar bilden die Kibbuzim in Israel eine andere soziale Realität als die hierzulande marginalen Alternativprojekte – immerhin leben „mehr als ein Drittel der jüdischen nichtstädtischen Bevölkerung im Kibbuz“ (Amos Os, zit. n. Feingold-Studnik 2002, 140). Dennoch wachsen mit der Qualifikation und den gesellschaftlichen Möglichkeiten, erworbene Qualifikationen in Arbeitsstellen umzusetzen, die Divergenzen zwischen qualifizierten ausgebildeten Kibbuzmitgliedern und den Möglichkeiten, ihnen innerhalb des Kibbuz entsprechende Arbeiten zu ermöglichen. Manche sprechen von einem „Niedergang der Kibbuzim“ (Kapeliuk 1995). Die Zahlen sind nicht eindeutig: Die Kibbuz-Bevölkerung hat sich zwischen 1992 und 1998 um 14.000 bzw. 11 Prozent verringert. Von 1998 bis 1999 stieg sie um 2300 Personen (Feingold-Studnik 2002, 46). Busch-Lüty (1989, 124f.) berichtet von einer „durchschnittlichen Abwanderungsquote von 40 bis 50 Prozent junger

Kibbuzniks in den letzten Jahren“ und von einer durchschnittlichen Zuwanderung in den 70er Jahren von 1000 neuen Kibbuzmitgliedern aus der israelischen Gesellschaft. In den 80er Jahren habe es durchschnittlich jährlich 2000 bis 3000 Neueintritte gegeben bei einem Verbleib in den Kibbuzim von 60 bis 70 Prozent.

Über die Höhe der Einkommen in den Kibbuzim gibt es unterschiedliche Angaben. Die Differenz resultiert möglicherweise aus den verschiedenen zugrundegelegten Zeitpunkten. Heinsohn spricht davon, die Einkommen im Kibbuz lägen „im oberen Sechstel der übrigen israelischen Einkommenspyramide“ (1982a, 344). Feingold-Studnik hält demgegenüber fest, „der Durchschnittslohn eines Kibbuznik im Industriesektor betrug 1999 rund 76.400 Schekel und liegt damit weit unter dem eines Beschäftigten im restlichen Israel, der durchschnittlich 89.700 Schekel erhielt. 1999 arbeiteten 72.400 Personen in den Kibbuzim, das entspricht zwei Dritteln von deren Gesamtbevölkerung; das verbleibende Drittel setzt sich aus Kindern, Soldaten und älteren Leuten zusammen“ (2002, 49). Die Arbeitszeit in den Kibbuzim ist länger als die in der israelischen Gesellschaft: 6-Tage-Woche mit jeweils 8 Stunden plus „verschiedene zusätzliche Pflichten laut Dienstplan (beim Abendessen, im Kinderhaus, Viehversorgung am Sabbath und an Feiertagen und überdies Wachdienst), die durch die kollektive Lebensweise begründet sind“ (Rosner 1982, 128). Allerdings befreien die Kollektiveinrichtungen die Kibbuzmitglieder von Hausarbeit und den materiellen Aspekten der Kinderbetreuung. Es „ist die Eltern-Kind-Beziehung von Nützlichkeitsaspekten fast frei. Die Eltern müssen weder Essen zubereiten für die Kinder, noch sie waschen oder für andere Bedürfnisse sorgen. ... Die Eltern können diese Dinge erledigen, soweit sie es wünschen“ (Rosner 1982, 129f.).

Ein gravierendes Problem der Kibbuzim besteht in der Lohnarbeit, die mit der Industrialisierung der Kibbuzim an Umfang gewonnen hat. Die Zahl der Nicht-Kibbuz-Mitglieder, die (hauptsächlich im Industriebereich) im Kibbuz arbeiten, hat sich von 10.800 1991 auf 26.400 1999 erhöht (Studnik-Feingold 2002, 41). In der den Kibbuzim positiv gegenüberstehenden Literatur wird der Rückgriff auf externe Lohnarbeit daraus erklärt, dass – die für Fabriken notwendigen Größendimensionen unterstellt – kibbuzintern nicht genug „Personal“ vorhanden ist (Heinsohn 1982a, 345, Barkai 1982, 315).

Die basisdemokratische Struktur der Kibbuzim ist ebenfalls einem Wandel unterworfen, der auch (aber nicht nur) mit der Größenausdehnung der Kibbuzim zu tun hat. „Rationalisierung und Spezialisierungen nahmen dem obersten Entscheidungsgremium der Generalversammlung einige seiner Entscheidungskompetenzen“ (Feingold-Studnik 2002, 67). Zahlreiche Entscheidungen wurden in Ausschüsse verlagert. „Auch die Rotation ist nur noch bedingt verwirklicht, vor allem auf der obersten Leitungsebene wird sie immer seltener realisiert“ (ebd.). Der Gefahr, dass sich aus Hierarchien „Vorgesetzte-Untergebenen-Verhältnisse“ entwickeln, „wirkt man insofern entgegen, dass es weder monetäre Ausgleiche für ‚höhere Jobs‘ gibt, noch gehören die Vorgesetzten einer höheren Gesellschaftsschicht an. So müssen auch die Vorgesetzten im Anschluss an die normale Arbeitszeit allgemeine Aufgaben des Kibbuz erfüllen (z. B. Wache halten oder im Chadar Ochel arbeiten“ (Feingold-Studnik 2002, 108), dem Speisesaal des Kibbuz.

Kapeliuk (1995) berichtet von einer Aufhebung der Lohnungleichheit in den Kibbuzim. Feingold-Studnik schreibt über ihre Untersuchung in zwei Kibbuzim: „Obwohl eine Gehaltseinführung immer mehr Thema ist, wird sie von den Kibbuzim als Mittel der Steigerung der Arbeitsmotivation oder erhöhter Arbeitszufriedenheit abgelehnt. Nach wie vor ist die Arbeitsmotivation intrinsischer Natur und ideell gelenkt“ (136). Die Autorin resümiert ihre Untersuchung: „Das Prinzip der Gleichheit ist nach wie vor vorhanden; alle Chawerim (Plural von Chawer, dem Kibbuzmitglied – Verf.) haben den gleichen Lebensstandard. Jedoch ist die ehemals mechanische Verteilung von Konsumgütern einer bedürfnisorientierten gewichen“ (ebd., 98).

Auch wenn in Bezug auf Gleichheit und Hierarchie in den Kibbuzim Aufweichungserscheinungen zu beobachten sind, so schließt dieser (selbst empirisch genauer zu befragende) Befund nicht die Interpretation aus, derzufolge das Projekt Kibbuz immerhin jahrzehntelang den Beweis für nützliche und vergleichsweise human gestaltete Arbeit unter der Voraussetzung von Gemeinschaftsbesitz und -leben sowie Ämter- und Arbeitsrotation erfolgreich ‚erbracht‘ hat. Die Kibbuzim sind ein Gegenbeispiel zum Dogma, nur durch materielle Stimuli, Konkurrenz und wirtschaftliche Ungleichheit sei Leistung und Effizienz möglich. Und dieses praktische Beispiel zählt um so stärker, als es unter gesamtgesellschaftlichen Bedingungen er-

bracht wurde, die von den Maßgaben des Kibbuz abweichen bzw. ihnen entgegenstehen. Die ‚Aufweichungserscheinungen‘ würden dann nicht unmittelbar für die Unverträglichkeit von sozial sinnvoller Arbeit mit Gemeinschaftsbesitz und -leben sowie Verzicht auf Hierarchien und Arbeitsrotation sprechen, sondern gegen eine isolierte Maximierung von Effizienz, Spezialisierung und Wirtschaftswachstum. Die Aufweichungserscheinungen in den Kibbuzim in puncto Gleichheit und Hierarchie weisen dann eher auf den Umschlagpunkt hin, an dem die isolierte Maximierung von Effizienz, Spezialisierung und Wachstum ihre sozial abträglichen Effekte zeigt. Zwar erweisen sich Effizienz, Spezialisierung und Wachstum gegenwärtig in kapitalistischen Ländern als Pseudonyme, hinter deren sachlich-allgemeinmenschlicher Gestalt sich spezifische kapitalistischen Ursachen und Eigendynamiken verstecken (vgl. Creydt 2000). Der Kibbuz verdeutlicht, dass nachkapitalistische Sozialformen auf der Produktivkraftebene nicht mit Steinzeitkommunismus gleichzusetzen sind, zeigt aber auf vergleichsweise hohem Produktivitätsniveau den für nachkapitalistische Sozialformen existierenden Zielkonflikt zwischen Effizienzkriterien des Wirtschaftens und Kriterien der Arbeits-, Lebens- und Gestaltungsqualität.

Literatur

- Barkai, Haim 1982: *Der Kibbuz – ein mikrosozialistisches Projekt*. In: Heinsohn 1982.
- Busch-Lüty, Christiane 1989: *Leben und Arbeiten im Kibbuz*. Köln.
- Creydt, Meinhard 2000: *Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit*. Frankfurt, M.
- Feingold-Studnik, Shoshana 2002: *Der Kibbuz im Wandel. Wirtschaftliche und politische Grundlagen*. Wiesbaden.
- Gasiet, Seev 1981: *Menschliche Bedürfnisse. Eine theoretische Synthese*. Frankfurt, M.
- Gerson, Menachem 1982: *Die Grundlage*. (Zuerst: 1934) In: Heinsohn 1982.
- Gerson, Menachem 1982a: *Menschliche Beziehungen im Kibbuz von heute*. In: Heinsohn, 1982.
- Heinsohn, Gunnar 1981: *Wer will eigentlich Sozialismus?*. In: Freibeuter H. 7.
- Heinsohn, Gunnar 1982 (Hg.): *Das Kibbuz-Modell (sic!). Bestandsaufnahme einer alternativen Wirtschafts- und Lebensform nach sieben Jahrzehnten*. Frankfurt, M.
- Heinsohn, Gunnar 1982a: *Diskussion über die Machbarkeit der freien Produzentenassoziation (zwischen Klaus Gilgenmann und Gunnar Heinsohn)*. In: Heinsohn 1982.
- Kapeliuk Ammon 1995: *Abschied von einem*

- Mythos – Der Niedergang der Kibbuzim*. In: *Le monde diplomatique* vom 11. 8.
- Landshut, Siegfried 1969: *Die Gemeinschafts-siedlung in Palästina*. (Zuerst Tel Aviv 1944).
- In: Ders.: *Kritik der Soziologie und andere Schriften zur Politik*. Neuwied am Rhein.
- Liegle, Ludwig 1979: *Der Kibbuz als integrierte Genossenschaft*. In: *Mehrwert, Beiträge zur politischen Ökonomie* Bd. 19 West-Berlin.
- Pallmann, Martin 1966: *Der Kibbuz. Zum Strukturwandel eines konkreten Kommunityps in nichtsozialistischer Umwelt*. Basel.
- Rosner, Menachem 1982: *Ist direkte Demokratie in der modernen Gesellschaft machbar?* In: Heinsohn 1982.
- Simhon, Dani Ben 2005: *Die Demontage der Histadrut*. Dt. Übersetzung aus dem Englischen in: *Arbeiterpolitik* 46. Jg., Nr. 4, Hamburg. Zuerst in: *Challenge* Nr. 88, November 2004, Jaffa (Israel). Vgl.: <http://www.hanitzotz.com/challenge/>

Anmerkungen

- 1 „Irgendein materieller Anreiz zur ‚Sesselkleberei‘ besteht im Kibbuz ja wahrlich nicht. Im Gegenteil: Leitende Positionen (auch die vollamtlichen) bringen immer beträchtliche Mehrarbeit mit sich: Die private Mußzeit wird stark beschnitten; selbst für das Familienleben kann eine zentrale Funktion unter Umständen eine Belastung darstellen“ (Pallmann 1966, 154f.).
- 2 Vgl. zu den „nichtnormativen“, nicht auf die Individuen zurückführbaren Gesellschaftsstrukturen Creydt 2000, 215, 217ff.
- 3 „Die Jewish Agency vertrat die Interessen der Juden vor der britischen Mandatsregierung, vor dem Völkerbund und ab 1947 vor den Vereinten Nationen. Bis heute versteht sich die JA als Bindeglied zwischen den in Israel und den in der Diaspora lebenden Juden“ (Feingold-Studnik 2002, 224).
- 4 „War früher das Individuum der Gemeinschaft unterstellt und waren seine Bedürfnisse immer zweitrangig gegenüber dem Gemeinwohl, so beansprucht der Chawer (wörtlich: Freund, Genosse; Bezeichnung für Mitglieder des Kibbuz – Verf.) heute die Gleichstellung seiner individuellen Bedürfnisse mit denen des Kollektivs. Diese Entwicklung wird u. a. daran sichtbar, dass die Kinder heute zu Hause schlafen und ein gewisser Rückzug in die Kernfamilie stattgefunden hat“ (Feingold-Studnik 2002, 68).
- 5 „Zur effizienten Produktion etwa von Sperrholz, von Plastikwaren und Nahrungsmitteln werden Anlagen benötigt, die den Einsatz von wenigstens 40 bis 50 Arbeitern pro Schicht erforderlich machen; und da stünde selbst ein Kibbuz mit einer Bevölkerungszahl von 800 unter starkem Druck, wenn er dermaßen viele Arbeitskräfte zur Verfügung stellen müsste“ (Barkai 1982, 31).

„Code unbekannt“

ZU EINIGEN UNCOOLEN UNZUGÄNGLICHKEITEN DES LEBENS IN DER WAREN-„GESELLSCHAFT“ UND DER KRITIK DARAN

von Lorenz Glatz

1. Vom Sterben

Vorgänge lassen sich oft am besten von ihrem Ausgang her begreifen. So z.B. das Leben, wenn man auf das Sterben schaut. Darüber, wie jemand so lebt, kann eins so einiges erfahren, wenn man fragt, wie sie sich den unvermeidlichen Abgang wünscht – soweit es da was zu wünschen gibt und eins den Gedanken an so uncoole Dinge überhaupt zulassen will. Meist ist dann zu hören, es soll schnell gehen, am besten von einem selber unbemerkt. Mit guter Gesundheit und hohem Kontostand alt werden und dann tot umfallen oder einfach in der Früh nicht mehr aufwachen, diese Wunschvorstellung vom Sterben, wenn man denn schon eine haben soll, scheint allmählich selbstverständlich.

Tatsächlich wird schon vom Einzelgänger Julius Cäsar überliefert, dass er sich einen „plötzlichen und unerwarteten Tod“ gewünscht hat. Zu seiner Zeit und noch viele Jahrhunderte danach war ein solcher Wunsch aber eher selten. Der „unversehene Tod“ war lange Zeit ein großes Unglück. Nicht nur für von Höllenangst geplagte Leute, sondern wer in Gemeinschaft lebte, wollte auch bei seinem letzten Abschied nicht allein sein. Sonst wäre es ja auch keiner. Aber gerade mit der Gemeinschaft hapert es in modernen Zeiten immer mehr. „Schätze, ich würde lieber alleine sterben. Am besten im Schlaf wegnicken. Ich würd mir wünschen, dass es schnell geht“, schreibt denn auch ein cooler junger Mann auf die einschlägige Frage in einem der zahllosen Weblogs im www. Dass wer auf „seine Lieben“ wartet, sich verabschiedet und so getröstet sein Leben aushaucht, würde heute von vielen eher für eine Kitschstory angesehen werden. Maximal könnte das funktionieren, weil „ihre Lieben“ eh nur ein, zwei Leute sind. Ob die aber im Ernstfall Zeit hätten oder sich welche nähmen? Und gar die ganze Sipp- und Freundschaft, wie es in den alten Geschichten steht! Und wie sollte heute ein normal Sterbender an seinen Schläuchen und Flaschen noch was zu denken und zu reden haben darüber, was ihm noch gut täte? Und wie möchte er sich gar noch das Sterben einteilen können? Schon dass eins sich das Leben eini-

germaßen einteilen könnte, kann man doch höchstens mit Scheuklappen und qua Positiv Denken so sehen. Und so möchte man halt so sterben, wie eins auch die längste Zeit gelebt hat – beiläufig, außer sich, privat und sachlich, nur allzu oft auch von denen isoliert, mit denen zeitlebens der Kontakt eng, aber nicht so wirklich vorhanden war. Kein Wunder, dass es dann möglichst schnell gehen soll. Für die Weiterlebenden nehmen die Dinge einschließlich sie selber sowieso weiter ohne Pause den gewohnten Lauf. Dass der Tod von alten Angehörigen eine Zäsur in den Alltag kerbt, kommt immer seltener vor. Die sind doch oft schon lange vorher abgeschrieben, scheinen in der Kontoführung des Lebens nicht mehr auf, höchstens noch als Passivposten.

Eine weitere schnoddrige Weblog-Meldung: „menschen brauch ich auch nich um mich herum wenn ich grad ins gras beiße. aber ne tafel schokolade oder n eisbecher wär nett“. Dinge machen uns heutzutage nun einmal sicherer als die eher prekären sozialen Beziehungen. Menschen um sich haben im Augenblick der letzten Schwäche ist für das trainierte Konkurrenzsubjekt nichts Wünschenswertes. Für seine Sachen aber hat eins bezahlt, das macht die Verhältnisse klar. Geld ist auch zur sichersten Umgangsform unter den (verdinglichten) Menschen selber geworden. Wer zahlt, schafft an, wer bezahlt wird, schaut drauf, dass sie sich nicht über Gebühr verausgabt. Diese Form von Umgang ist zwar immens anfällig für Depression und Paranoia, aber es ist wie bei der Trunksucht. Wenn sie dich hat, ist keinen Alk mehr zu bekommen schlimmer als aufs Saufen angewiesen zu sein. Also ist Gekauftes ganz folgerichtig noch beim Abgang das Maximale, was so mancher sich als Tröstung vorzustellen wagt. Selbst Sterbebegleitung ist schon als Dienstleistung gegen Cash zu haben und ist auch dann noch ein Glück, verglichen mit dem verlassenen Tod im Sterbekammerl eines Spitals, aber, wie sagt Tante Jolesch: „Gott möge abhüten von allem, was grad noch ein Glück ist“. Und daher wäre es nach weit verbreiteter Vorstellung am besten, so zu sterben, wie man es auch meistens hat machen müssen im Leben,

wenn es unangenehm wird: Augen zu und durch! Auf anderes als kaufen und (sich) verkaufen, arbeiten und konsumieren sind wir nicht wirklich eingestellt. Und wenn das alles einmal aufhören muss, dann bitte schnell und schmerzlos.

Es sind Krankheit und Tod, die das Leben am Ende so ungeeignet machen für eine Warengesellschaft. Die Seele der Ware, der Weltherrscher Wert, ist fiktiv, aber er ist wirksam, er ist auf unendliches Wachstum und ewiges Weitermachen angelegt, er hat kein Ziel und ist gleichgültig gegen jeden konkreten Inhalt. Der Mensch ist real, er ist aber seiner Fiktion, dem Wert, unterworfen, die ihm die Inhalte seines Lebens schal macht. Sein Leben erfüllt sich oder bleibt leer, kommt auf jeden Fall im Tod ans Ziel. Die Welt der Ware ist sein Prokrustesbett, bloß ist der Warenmensch selbst sein eigenes Ungeheuer, sein eigener Folterknecht, der sich in dieses Lager einpasst, aus den Gelenken streckt und/oder Glieder amputiert. Der sich selbst als Ware fingierende Mensch hat seinen Preis, er wird wertlos, wenn er dem Wert nicht dient. Der Wert der Alten ist nicht mehr ihre lahrende Tätigkeit, auch nicht ihr Erfahrungswissen, das meist längst vom „Fortschritt“ überholt ist, sondern ihre Rente, ihr Erspartes und was sie vielleicht sonst noch haben. Ein Wert oft, den schon andere vom Erblasser zu realisieren hoffen. Sterblichkeit ist in dieser Gesellschaft eine Missbildung, ein verdrängter Defekt, eine individuelle Katastrophe dessen, der grad dran ist.

Wo Leben auf Zahlung beruht, wird es als Defizit verbucht, wenn es nicht immer neu zu Zahlungsmitteln kommt. Das wird meist ein Problem, wenn sich das Sterben hinzieht. Pflege ohne Rechnung ist eine abweisbare Zumutung, bestenfalls eine Gnade. Berechnend ist Pflege ein Job und meist schlecht bezahlt. Und viele Alte tun in ihrer Unfähigkeit, Verzweiflung, Depression und Wut über ihre unvermeidliche Wertlosigkeit fast alles, um auch die Gnade noch zu verwirken und den Job zur Schwerstarbeit zu machen. „Sterben, bevor man auf andere Leute angewiesen ist“, wünscht sich nicht nur mein Beiswirt. Schnell noch weg, bevor herauskommt, was nacktes Leben in der Welt des

Geldes ist: ein bloßer Kostenfaktor und allen eine Last.

„Der Großvater als Schädling des Landvolks“ samt mörderischen Vorschlägen für seine unauffällige Beseitigung ist ein galliges Evergreen des Satirikers Helmut Qualtinger, auch wenn inzwischen das Altersheim die wohl wichtigste Versorgungsanstalt geworden ist. Und so rächen immer weiter die Enkel ihre Großeltern, die schon ausgelitten haben, an ihren eben erst hinfällig werdenden Erzeugern. So lang eins kann, tun er oder sie so, als wären sie, wie sie sein sollten, jedes ein perpetuum mobile der Arbeit und des Konsums. Bis es vielleicht am Ende doch noch ans Licht drängt, dass sie Menschen sind. Nicht an ihren Möglichkeiten freilich, die das ganze Leben über zu opfern waren, wird das dann noch klar, sondern an ihren Grenzen. Nicht als Leben eben, sondern nur noch als Sterben. Wen soll es wundern, dass da sein Menschsein am liebsten keiner spüren will und es heutzutage als gelungenes „Leben“ gilt, das nie entgleist ist, wenn uns unser Menschsein bis zum Schluss verborgen bleibt?

2. Vom Fremdsein

Die Wert- und Warenlogik, die unser Leben prägt, kann nur Beziehungen zwischen Sachen verwalten. Menschen brauchen jedoch Gesellschaft. Je weiter die direkte Herrschaft jener Logik ins Leben eindringt, desto mehr wird menschliche Geselligkeit zu Geld- und Rechtsbeziehungen versachlicht und die Menschen werden zu bloßen Darstellern eines fremden Stücks, zu „Charaktermasken“ im Welttheater der Verwertung. „Ungeschützter Verkehr“ zwischen Menschen wird im selben Maß unsicherer und prekärer. Die Fähigkeit zum sozialen Leben schwindet, persönliche Konflikte werden schnell unlösbar. Nachbarn, Freunde, Geschwister, Liebespaare, selbst Gesellschaftskritiker ziehen vor Gericht. Menschliche Beziehungen werden zu Rechts-Sachen. Man will Gerechtigkeit, sachlich und „ohne Ansehen der Person“. Empathie und Mitmenschlichkeit werden zu Themen für Predigten betulicher Moralapostel. Darauf den Umgang der Menschen zu bauen scheint verrückt. Wer den Gekränkten, den Verletzten davon redet, der salbadert. Und wer glaubt nicht „zu Recht“, dass er verletzt wurde?

Die „Zugangscode“ zur Nächsten werden so schwierig, dass sie fast nicht mehr zu handhaben sind – „Code inconnu“, wie Michael Haneke seinen Epi-

sodenfilm nennt, in dem er in beklemmender Weise an alltäglichen Vorgängen demonstriert, wie Menschen, selbst wenn sie zu einander wollen, mit ihren Versuchen, sich verständlich zu machen, in ihrer Sehnsucht, mit anderen in ein freundliches, verständnisvolles Verhältnis zu kommen, ja selbst mit ihrer Bereitschaft zu helfen scheitern (müssen). Sie sind der Weltordnung des Gelds, des Konsums, des Eigentums, des Staats, der Politik, der Medien und all der anderen Grausamkeiten der Warengesellschaft unterworfen. Der Weg zur Gesellschaftlichkeit, zur Auseinandersetzung und zum Einverständnis mit anderen wird dadurch versperrt. Das ist für alle Beteiligten frustrierend und zugleich hinter diesem Frust versteckt. Sie haben mit dem Frust umzugehen, nicht mit dem, was da frustriert wird. Die sich durchsetzende Sachlichkeit, die alle voneinander trennt, mündet in Gewalt, brachiale und psychische, staatliche und private, manifeste und strukturelle. Selbst wer anderen helfen will, schadet am Ende vielleicht mehr, als er nützt. Gesellschaftlichkeit gerät auf die Schienen der Sachzwänge, die die Menschen zueinander hilflos machen und sie ins Unglück treiben. Sie werden in Lüge, Verzweiflung, Indolenz und Apathie fixiert, nichts ist mehr lösbar, aber „das Leben geht weiter“ wie ein feindlicher Fluss, der alles mit sich reißt.

Die Konkurrenz ist die asoziale Grundsituation, in der wir als Warenmenschen von unserer Gesellschaftlichkeit abgeschnitten werden. Kooperation, ohne die wir nicht lebensfähig sind, soll nur existieren, wo sie dem Kampf gegen andere dient. Sie ist nicht einfach Äußerung unseres Lebens, Freude am Genuss der anderen und mit ihnen, sondern sie ist versachlicht als Mittel, Waffe gegen andere, morgen vielleicht schon gegen den, der heute noch an meiner Seite steht. Instrumente, Sachen sind alle, ob Freund ob Feind. Freundschaft ist zeitweilig, Feindschaft grundsätzlich. Dass jemand den Zugangscode zu meinem Herzen wissen könnte, wird von einer Hoffnung zu einem Sicherheitsrisiko. Im Spiel kann nur bleiben, wer andere besiegt.

Wir sitzen auf einem „Floß der Medusa“, wie es auf einem Monumentalgemälde Géricaults im Pariser Louvre zu sehen ist: Erschöpfte, z. T. verzweifelte, z. T. hoffnungsvolle Überlebende eines Schiffbruchs auf einem kümmerlichen Floß, ein starkes Dutzend von über hundert, die auf dem Gefährt sein wollten. Wer sich da auf diesen Trümmern im feindlichen Meer zu retten versucht, ist ein Mörder und ein

Kannibale. Anders gibt es kein Überleben und auch dieses ist immer weiter noch bedroht. Der Zwang zur Konkurrenz treibt unsere individuelle Selbsterhaltung zum Eklat mit unserer Gesellschaftlichkeit, stellt unser Überleben für den Augenblick in Gegensatz zu unseren Perspektiven. Wer heute meine Freundin ist, fällt mir vielleicht morgen schon mit andern in den Rücken. Nichts und niemand ist unbestritten, kein Mensch einfach akzeptiert. Was wir brauchen, ist knapp und reicht nie für alle. Von klein auf lernen wir: Im Leben wird dir nichts geschenkt. Alles hat seinen Preis. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Beim Geld endet die Freundschaft. Wer sich auf andere verlässt, ist schon verlassen. Selbst das Mutter-Kind-Verhältnis, die tabuisierte Ikone der Zwischenmenschlichkeit, gleicht in diesen Verhältnissen weniger einer Symbiose als einem gegenseitigen, prekären Parasitismus. In dieser Gesellschaft wird selbst hier weniger das reklamierte „Urvertrauen“ weitergegeben als die Wunden und Verstümmelungen, die uns für das Leben als Ware unter Waren reif machen.

3. Von Kritik und Emanzipation

Schriftliche und mündliche Kritik am Kapitalismus ist nicht bloß ein intellektueller Prozess. Sie ist nicht rein von argumentativer Stringenz und Vernunft bestimmt und nicht vor „Verunreinigungen“ durch den „restlichen“ Menschen zu schützen. Kritik ist vielmehr ein Vorgang, der alle Möglichkeiten der Menschen, sich zu einander und zu ihrer Umwelt zu verhalten, mit aktiviert. Sie ist von den Verhältnissen und Beziehungen geprägt, in denen sich alle Beteiligten befinden bzw. in die sie sich begeben oder gestellt werden. Sie hängt mit den Fantasien, den Freuden und Hoffnungen, den Leiden und Ängsten zusammen, die die Beteiligten mit ihren Verhältnissen verbinden. Sie drängt auf Veränderung ins Unbekannte.

Kritik steht auch keineswegs über den psychischen Möglichkeiten und Dispositionen, die eins im und für den Umgang mit Gesellschaft und Welt entwickelt hat, die den Charakter des Einzelnen als eine konkrete Ausformung einer allgemeinen gesellschaftlichen Zurichtung ausmachen. Das Entscheidende dieser Zurichtung in

jenseits
www.streifzuege.org

der modernen Gesellschaft ist die grundlegende Verunsicherung und „Selbst-Lo-sigkeit“, die den Waren-Menschen zur ruhelosen Existenz als Konkurrenzsubjekt zugleich befähigen und verdammen, zu einer Existenz, wo eins ununterbrochen Hiebe austeilte und einsteckt und sich emotional in immer wieder eklatierenden Fan-und-Führer-Verhältnissen zu stabilisieren versucht. Kritik ist ein Komplex von Gedanken, Einstellungen, Emotionen und Verhaltensweisen, die von den Verhältnissen der Gesellschaft gezeichnet sind, sich an diesen reiben und über sie hinaus streben.

Wo sich in der Gesellschaft Kritik äußert, ist sie zunächst einmal zwangsläufig in den herrschenden Umgangsformen befangen. Es ist aber fatal, wenn das von den Kritisierenden fatalistisch hingenommen wird. KritikerInnen bleiben dann voneinander getrennt, sie arbeiten gewissermaßen als unabhängige Privatproduzenten. Vor allem Theoretiker (-innen sind dünn gesät) verkehren mit dem Großteil ihrer Rezipienten bloß über den Verkauf ihrer Produkte, eventuell auch noch über die Dienstleistung von Vorträgen oder Seminaren. Und die Debatte zwischen den KritikerInnen bzw. zwischen den sich gruppierenden „Schulen“ und Strömungen hat wie selbstverständlich die Form der Konkurrenz um die Publikationsmöglichkeiten und um Anerkennung beim Publikum, vor allem bei den opinion leaders auf dem kleinen Marktsegment kritischer Öffentlichkeit. Sich dabei einzubilden, es gehe hier bloß oder vor allem um die Beweiskraft von Argumenten und nicht auch um den (oft recht verzweifelten) Versuch, sich aus all dem ein Leben zu machen, heißt sich in den Sack lügen.

Es macht die Mühe und den Stress eines solchen Lebens aus, sich inmitten dieser oft sehr peinsamen und peinlichen Konkurrenz ein (meist nur recht prekäres) Einkommen zu erwerben, dabei oder neben seinem Brotberuf gesellschaftliches Ansehen und persönliche Zuwendung zu gewinnen und damit die in der warenförmigen Lebensweise stets gefährdete psychische Contenance einigermaßen zu wahren. All das wird meist als der unvermeidliche Preis eines Lebens für die Emanzipation verstanden. Dieser Alltag der KritikerInnen wird oft – üblicherweise in Andeu-

tungen – als Opfer heroisiert, auf jeden Fall aber als Besonderheit der unvermeidlichen Einbindung in die herrschende Gesellschaft privatisiert, als Besonderheit, die für die Allgemeinheit kritischer Positionen nicht viel hergibt. Die wütenden Wadlbeißereien im kritischen Kampfhundstil und die verzweifelte (Auto-)Agression, die Leserinnen aus gewissen Publikationen anspringt und einen Autor schon mit seinen Büchern durchs Fenster in die Tiefe springen und einen andern gar seine Frau umbringen ließ, werden höchstens als unangenehmes, lächerliches bis tragisches Ausrasten Einzelner angesehen, kaum aber als das destruktive Wirken der konkurrenzistischen Form, über das eins allerdings auch dann nicht einfach erhaben ist, wenn man sich diese Realität eingesteht.

Die unter gesellschaftskritischen Menschen grassierende gegenseitige Polemik trägt ihren Charakter eigentlich unverhüllt in ihrem Namen „Kriegskunst“ und kaschiert ihn auch in ihrer Anwendung kaum. Es geht nicht darum, Irrtümer aufzuklären, Fehler zu korrigieren, Wege zu besserer Erkenntnis zu zeigen und Menschen zu überzeugen, sondern darum, Gegner „unmöglich zu machen“, selber als beklahter Sieger dazustehen und die Geschlossenheit des eigenen Rudels zu stärken. Polemik will einschüchtern, sie unterstellt, dass nur Blöde oder Böswillige die Dummheit und Verworfenheit der Angegriffenen nicht sehen. Argumente geraten zu Waffen, Aufklärung zum Akt der Nichtung. Polemik beruht auf der Unfähigkeit zu, jedenfalls aber auf dem Scheitern von menschlichen Beziehungen, auf antrainiertem Beißreflex, auf Kränkung und Ranküne. Sie hält auf Speichermedien fest, dass Kritiker der Gesellschaft deren grundlegende Verkehrsform, die Konkurrenz, affirmieren. Dort, wo polemische Kampfhundattitüde selbst den Artgenossen zu viel wird, handelt es sich nicht um ein Ausrasten aus dem harmlosen Normalfall, sondern es wird bloß deutlicher, worum es in diesem Betrieb geht: Wenn es eng wird, kann sich das Konkurrenzsubjekt nur noch spüren, wenn es andere bluten lässt. Konkurrenz aber negiert Gesellschaftlichkeit und verhindert Emanzipation, um die es doch angeblich geht. Tatsächlich kommt in dieser Gesellschaft niemand zu irgendwelchen Ehren, ohne dass er/sie andere beiseitegedrängt oder niedergestoßen hätte und weiter dazu bereit ist. Der Komparativ als Lebensweise gehört zum Kern des Elends. Dass der kritische Betrieb hiebei nicht nur keine Ausnahme ist, sondern das Problem ignoriert bzw. verdrängt, macht Gesell-

schaftskritik so unfruchtbar und impotent, wie sie es ja weithin ist.

Kritik als emanzipatorischer Prozess kann nur voranschreiten, indem sie die menschenfeindlichen Formen der Waren-gesellschaft sowohl in der geistigen Erkenntnis als auch in allen anderen Lebensbereichen kritisiert, unterminiert, ihre Dominanz aushöhlt. Der Kapitalismus ist kein von der Menschheit unabhängiger Zustand, sondern kapitalistische Verhältnisse müssen täglich durch das Handeln der Menschen wieder hergestellt werden. Diese Kette wird nicht nur täglich weiter geschmiedet, sie ist auch täglich unterbrechbar. Menschen können aus ihrer zugeordneten Rolle fallen und extemporieren, können aus der Erkenntnis des immer gleich Schädlichen heraus das Projekt, anders zu leben, wagen. Interpretation der Wirklichkeit ohne deren Änderung wird schal, ohne praktisches Experiment (beginnend von der Änderung der eigenen Einstellungen und des eigenen Umgangs mit anderen) geht die geistige Erkenntnis bald einmal im Kreis.

Wenn Formulierer und Verkünderinnen von Kritik jeden Versuch, soziale Beziehungen und benötigte Dinge hier und jetzt den Zwängen der Verwertung ein Stück weit zu entziehen, für lächerlich erklären und die Rebellion gegen die herrschende Wertform des menschlichen Lebens auf eine zukünftige soziale Bewegung verschieben, nehmen sie das eigene Leben nicht wirklich ernst. Sie verlängern damit ohne Not die sachliche und damit asoziale Spaltung von Theorie und Praxis, Geist und Körper, ohne deren Aufhebung es auch keinen Schritt zur Emanzipation geben kann. Je mehr sich die Entwicklungsmöglichkeiten des Kapitals erschöpfen und immanente soziale Verbesserungen wie Seifenblasen platzen, desto weniger lebbar wird auch das gespaltene Leben – einerseits als KritikerIn im Reich der großen Wörter, andererseits als leiblicher Mensch in der Welt der Ware –, desto dringlicher wird das Projekt der Einheit von Denken und sozialem Leben, von gedanklicher Kritik und lebenspraktischen Experimenten des Ausbruchs. Nicht erst als fernes Ergebnis, sondern schon auf dem Weg, ja als Vorbedingung zu Emanzipation und Befreiung. Die Umgangsformen in der kritischen Diskussion und Schreibe von der Konkurrenz zu Kooperation zu entwickeln ist dabei ein kleiner, durchaus schaffbarer Anfang. Hic Rhodus hic salta! Täglich. Wenn im Denken warum nicht auch im Handeln? Mit so vielen wie erreichbar und so weit, wie wir jeweils kommen.



Strange in Town

von Lorenz Glatz

Weitermachen

Hinten braust unter der Brücke auf acht Spuren der Highway. Oben schieben sich auf der Avenue die Autos über die Brücke, darüber dröhnt auf rostigem Tragwerk die Subway durch Queens. Hin und her zwischen Arbeit und Freigang. Dazwischen stehen auf beiden Seiten ebenerdig und abgeblättert zwei Reihen Geschäfte und emsige Straßenhändler auf dem belebten Trottoir. Verkaufen und Kaufen übertönt alles. Auf dem ersten Ladenschild steht: „Iglesia en Queens. Jesu Cristo es el Senor“. Hinter der Glasfront spricht der Pastor zu seinen Schafen. Atemholen zum Weitermachen.

Hilfos

Beim Buskartenschalter in der Port Authority steht am nächsten offenen Deck ein alter Mann. „It's American money“, schreit er ein paar Mal. Hinter der Glas Scheibe zwei junge Leute, die seinen Schein begutachten. Empört wendet sich der alte zu einem jüngeren Mann, der neben ihm wartet und leise was sagt. Nein, das sei keine Frage, sagt überlaut und enttäuscht der Erzürnte. Auf den nächsten Satz des anderen schreit er bestürzt, er lasse sich nicht „Eff you“, sagen, das sei gegen das Gesetz, er werde ihn anzeigen, die Polizei solle kommen. Der Täter sagt ihm offenbar, dass er Attorney sei. Der Alte wiederholt es fassungslos schreiend und sieht hilflos suchend zu uns her. Die beiden jungen Frauen vor mir kichern, ich schaue betreten weg. Schließlich schlurft er enttäuscht, verzweifelt davon. Das sei ein Lawyer, wiederholt er ein paar Mal. Er ist allein geblieben. Niemand hat es anders erwartet.

An der Wand

Am Times Square zucken ein paar Stockwerke hoch die Leuchtreklamen. Unten Geströme, Geschiebe, Geplärr und Gedröhn von Autos, Baustellen, in Massen aufgekratzte Touristen, Keiler, Flugblatt-

verteiler und hastende Professionals. An der Wand neben einem Geschäftseingang hockt eine Frau im Kostüm, um die vierzig. Sie lacht wirr und schreit immer wieder was in den Lärm. Ich werde langsamer, schaue hin; ein Mann im Anzug hastet vorbei, schaut kurz her, „New York, New York“, sagt er und ist schon vorbei. Ich gehe ihm nach.

Triumphant Lives

An der 5th Avenue, schon in Downtown Manhattan, steht neben der Kirche das Denkmal ihres prominenten „Ministers“, Dr. Norman V. Peale: „...He taught that positive thinking when applied to the power of the Christian message could not only overcome all difficulties but also bring about triumphant lives...“ Noch in Sichtweite davon hockt unter einem Baugerüst ein großer junger Mann in Jacke und Baseballkappe auf einem dicken Polster gefalteter Decken, eine Reisetasche auf der einen, einen großen Hund auf der anderen Seite. Er schaut starr vor sich hin. Eine junge Frau kauert mit geschlossenen Augen auf seinem Schoß. Er hält ein Pappschild vor sich: „My family lost everything, we're broke, tired and starting to lose hope. Any help would be getting appreciated. Thank you + God bless you.“

Good life

Lunchtime im Park hinter der New York Public Library. Sandler, Sekretärinnen und bessere Angestellte kauen auf Parkbänken und Stufen. Ein Professional mampft sein Sandwich und tippt zugleich hastig auf seinem Laptop. Auf dem Deckel pickt ein Aufkleber: Life is good. Auf der anderen Seite, auf dem Vorplatz der NYPL hin zur Avenue, vibriert die Luft vom Lärm des Verkehrs und der Baustellen in der Umgebung. Vor mir, auf der Steinbrüstung zur Straße steht auf einem Schild: „Quiet Zone“. Ich sitze ruhig auf meiner Bank. Niemand lacht, keiner spricht ein lautes Wort. Alles in Ordnung.

Ulrich Enderwitz
Was ist Ideologie?
Zur Ökonomie
bürgerlichen Denkens

ISBN 3-89771-442-6
120 S., 12 EUR [D]



DemoPunk u. Kritik & Praxis Berlin (Hg.)
indeterminate!
kommunismus
texte zur ökonomie,
politik und kultur
ergebnisse zum frankfurter kongress

ISBN 3-89771-434-5
352 S., 18 EUR [D]

Ulrich Enderwitz
KONSUM,
TERROR UND
GESELLSCHAFTSKRITIK
EINE TOUR D'HORIZON

ISBN: 3-89771-437-X
128 S., 11 EUR [D]



Anselm Jappe
Die Abenteuer
der Ware
Für eine neue
Wertkritik

ISBN: 3-89771-433-7
256 S., 16 EUR [D]

Bini Adamczak
Kommunismus
Kleine Geschichte, wie
endlich alles anders
wird.

ISBN: 3-89771-430-2
80 Seiten, 8 EUR [D]



A. Exner u.a. (Hg.) – in
Kooperation mit Attac
Losarbeiten –
Arbeitslos?

Arbeit zwischen
Überleben und
Selbstverwirklichung

ISBN 3-89771-443-4
284 S., 16 EUR [D]

UNRAST Verlag

Postfach 8020 • 48043 Münster
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120
www.unrast-verlag.de



www.streifzuege.org

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd



289

Umschlagplatz für Liberales Zehn Jahre WTO

Außerdem: ► Wahrheit in Marokko
► Ernüchterung in Argentinien ►
Tourismus & Kritik in Goa ► Nazis
in Südwest ...

Einzelpreis € 4,-

iz3w ► Telefon (0049)+761-740 03
info@iz3w.org · www.iz3w.org

Transformationsclub der Streifzüge

Eine Mitgliedschaft im Transformationsclub der Streifzüge kostet 120 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal oder per vierteljährlichem Dauerauftrag. Für den Beitritt wird man selbstverständlich belohnt: Es gibt ein auszuwählendes Schriftstück als Einstandsgeschenk und darüber hinaus alle aktuellen Buchpublikationen, wo eins von uns beteiligt ist, sei's als Autor oder Mitautor, gratis. Das Abo der Streifzüge ist selbstverständlich inbegriffen, ebenso die Zustellung mehrerer Exemplare der aktuellen Nummer bzw. aller noch erhältlichen Einzelhefte. Einen Kriterienkatalog senden wir gerne zu. Schreiben oder mailen Sie uns ganz einfach:

Kritischer Kreis
Margaretenstraße 71-73/23
A-1050 Wien oder:
streifzuege@chello.at
Wir reagieren prompt.

„Für eine bessere Ordnung“

von Lorenz Glatz

Was ein Mensch schreibt, sagt anderen nicht selten mehr und anderes, als er selbst zu schreiben meint. Als Reinhard Federmanns Roman „Chronik einer Nacht“ 1950 als Fortsetzungsgeschichte in der mittlerweile längst verblichenen *Arbeiterzeitung*, erschien, sagte er nur wenigen etwas. Jedenfalls dauerte es bis zum „Gedenkjahr“ 1988, zwölf Jahre nach des Autors Tod, bis der Picus Verlag den Text erstmals in Buchform herausbrachte. Im heurigen „Gedankenjahr“ erschien im selben Haus eine Neuausgabe. Die Verlagspolitik präsentiert das Buch demnach als mittlerweile historischen Beitrag zur „Vergangenheitsbewältigung“, als literarischen „Zeitzeugen“. Mir sagt Federmanns Werk allerdings mehr. Es ist der Blickwinkel, aus dem die „Chronik einer Nacht“ in leicht lesbarem, trockenem Reportagestil auf das Geschehen schaut, auf den Versuch des 1938 durch den deutschen Einmarsch getrennten jungen Wiener Ehepaars Martin und Ruth Ellend, zehn Jahre später wieder zu einander zu finden. So wie hier Federmann auf die zwischenmenschlichen Verhältnisse schaut, lässt er uns über ein halbes Jahrhundert nach der Niederschrift des Romans das Leben in (Post-)Nazismus und (Nach-)Krieg als Spezialfall eines Allgemeineren deutlich werden, in dem auch wir noch voll gefangen sind.

Das Gespräch der beiden Menschen schleppt sich dahin, ihre Erinnerungen und Gefühle werden zu inneren Monologen und kommen ihnen nur zögernd und bruchstückhaft über die Lippen. Sozusagen in Zwischenräumen erfahren wir – oft in einer Art Interview-Form –, was aus den Personen geworden ist, denen Martin und Ruth begegnet sind, ab und zu auch schlaglichtartig, was sich in ihrer Nähe zu trägt und zugetragen hat. Hier findet sich das Urbild des legendären Herrn Karl, das Helmut Qualtinger im Text seines Freundes Federmann in der Gestalt des „winzigen SA-Führers“ gefunden hat, der nunmehr mit seiner arisierten Fahrradhandlung ein „ehrlicher Geschäftsmann“ ist. Allerdings glaubt inzwischen (fünfzig Seiten weiter) auch der von Ruth aus Liebe gerettete Resistanceheld René als ziviler Ingenieur nicht an Politik und Gerechtigkeit, sondern an die Konkurrenzfähigkeit seiner Autos. Der Gymnasiallehrer und Wehrmachtshauptmann Fischer fühlt sich

als alter Waffenbruder, wenn High-School-Teacher Captain Meier auf Besuch ist, und der sowjetische Leutnant Jewgenj Schwarz wird als „verrückt“ arretiert, als er vor lauter Aufregung einen Obersten beiseite stößt, weil er vom Zug aus auf dem Bahnsteig den Mörder seines Vaters erkennt und (vergeblich) dingfest machen will.

Martin Ellend war „ein junger Kämpfer“ gegen die Nazis – „ich wollte an einen Platz kommen, wo ich ihnen am meisten schaden konnte“. Dass er als Air Force Pilot über Wien auch seine Frau und viele Freunde hätte treffen können, hat er „in Kauf genommen.“ – „Heute würde ich es nicht mehr tun. Wir haben nur ein Phantom erschlagen. Der Feind lebt lustig weiter. Er zündelt an allen Ecken. Ich glaube nicht mehr an die Ideale von vorgestern. Jeder steht für sich allein.“ Martin fühlt sich als „ein alter müder Renegat. Nichts für Ruth“. Einem französischen Landpfarrer hatte er noch entgegengehalten, dass er „für eine bessere Ordnung“ kämpft, und dieser hat ihm darauf geantwortet: „Mit Ordnungen werden Sie nichts ändern. Es kommt auf den Geist an, der die Herzen bewegt“. Von einem Geist der Liebe ist am ehesten noch Ruth bewegt, was ihr Überleben in dieser Welt zu einem Glücksspiel macht und sie nicht vor einem Leben bewahrt, von dem sie sich eingestehen muss: „Wir waren ihre blinden Werkzeuge, jeder da, wo man ihn hingestoßen hat...“

Was suchen zwei so desillusionierte Menschen ohne viel Hoffnung auf die Zukunft nach dem gewaltsamen Ende ihrer Romantik noch beieinander, was könnte sie wieder zusammenführen? – „Ich will ehrlich zu dir sein“, sagte sie still.“ und „Wir verstehen einander oft nicht. Aber das ist doch auch nichts Außergewöhnliches. Dass wir uns oft verstehen – ich glaube: Das dürfen wir uns nicht entgehen lassen...“. Ob sich aus dieser Empathie noch Aufbauendes machen ließe, bleibt ungeschrieben. Der Roman endet: „Es schien ihm, als lächle sie. Es war ein unruhiges Lächeln. Wenn man es aus seiner Entfernung sah, konnte man behaupten, es sei glücklich.“ Heutzutage wäre das wohl schon blanker Optimismus.

Reinhard Federmann, *Chronik einer Nacht*,
176 Seiten, Picus Verlag, Wien 2005,
18,90 Euro.

The Next Free Project

Immaterial **World**

WAS KOMMT NACH FREIER SOFTWARE UND WIKIPEDIA?

von Stefan Meretz

Der deutsche Mathematiker David Hilbert stellte auf dem Welt-Mathematikerkongress von 1900 zehn ungelöste Probleme der Mathematik vor, die er später auf 23 ausweitete. Sie beeinflussten die weitere Entwicklung der Mathematik erheblich. Auf dem Wikipedia-Kongress in Frankfurt/M. im August 2005 griff Wikipedia-Gründer Jimmy Wales diese Tradition auf und schlug in einem „Freien Kultur Manifest“ vor, worauf die globale Community ihre Aufmerksamkeit richten möge: „Zehn Dinge, die frei sein müssen“¹.

Die *freie Enzyklopädie* Wikipedia hält Wales für Englisch und Deutsch für erledigt, Französisch und Japanisch seien fast soweit. Viele Sprachen würden in den nächsten Jahren folgen, darunter auch solche, für die es noch nie eine Enzyklopädie gab.

Die *Befreiung des Wörterbuchs* sei wesentlich schwieriger, da erst ein weitgehend vollständiges Wörterbuch nützlich sei. Das freie Online-Wörterbuch *Wiktionary* nehme aber zunehmend Fahrt auf.

Die *Befreiung des Curriculums* für alle Sprachen sei die Voraussetzung für eine freie Ausbildung – vom Kindergarten bis zur Universität. Mit Wikibooks gäbe es hier ein vielversprechendes Projekt.

Mit der *Befreiung der Musik* hat Wales nicht – wie man zunächst denken könnte – den freien Tausch von Musikdateien (File-sharing) im Auge, sondern ihm geht es auch hier um die Herstellung von freier Musik für alle. Viele klassische Werke stünden bereits als Werke der Public Domain zur Verfügung, aber für neuere Stücke gelte das noch nicht. Wales schlägt vor, dass gesponserte Orchester ihre Werke freigeben sollten.

Die *Befreiung der darstellenden Kunst* sieht Wales als Durchsetzung des Anspruches, Bilder und Gemälde, für die der Urheberrechtsschutz abgelaufen ist, frei abbilden zu können – zum Beispiel in der Wikipedia. Museen wollten mit der Begründung, die Bilder seien in ihrem Besitz, genau das jedoch verhindern.

Die *Befreiung der Dateiformate* ist für Wales Voraussetzung für die Durchsetzung Freier Software. Nur wenn die Dateiformate offen lägen und frei wären, könnten Nutzerinnen und Nutzer ihre Software frei wählen. Entscheidend sei hierbei die Verhinderung von Softwarepatenten.

Die *Befreiung der Landkarten* gewinnt

mit den populär gewordenen Projekten von Google-Earth und World Wind eine wachsende Bedeutung. Schließlich sei der Platz auf der Erde die „Public Domain“ schlechthin.

Mit der *Befreiung der Produktcodes* will Wales die Abhängigkeit der Produktlogistik von einzelnen Unternehmen verhindern. Vorbild ist für Wales hier das ISBN-System.

Auf die USA bezogen ist die Forderung nach einer *Befreiung der TV-Informationen*. Da die Kabelnetzbetreiber in den USA bestimmen würden, was in den Programm-Zeitschriften erscheine, würden sie indirekt entscheiden, was im Fernsehen zu sehen sei und auf diese Weise die Öffentlichkeit beeinflussen.

Die zehnte Forderung nach *Befreiung der Communities* geht an die freie Bewegung selbst, sich nicht in die Abhängigkeit von Firmen zu begeben und auf freien Lizenzen zu bestehen.

Die zehn Befreiungsforderungen von Jimmy Wales spiegeln die Debatte in der sehr breiten und sehr heterogenen freien Community wider. Sehr wichtige Punkte stehen neben eher fragwürdigen – wie den freien TV-Informationen. Brennende Fragen sind komplett unerwähnt geblieben wie zum Beispiel freie Suchmaschinen. In etlichen Bereichen sieht die Lage eher schlecht aus. So hat die Firma Corbis, die Bill Gates gehört, die Rechte von etwa 70 Mio. Bildern aufgekauft und betreibt eine restriktive Lizenzierungspraxis.

Sehr interessant ist die Forderung nach freien Produktcodes. Viele werden sich gefragt haben, was das soll, aber hierbei geht es um die wenig beachtete Frage nach der Organisation der Produktlogistik. Dieses Thema ist in Bezug auf eine mögliche gesellschaftliche Transformation absolut zentral. Soll die Allokation von Gütern nicht dem blinden Marktmechanismus überlassen bleiben, so ist die Möglichkeit der globalen Information über und der Steuerung von Güterströmen ein Dreh- und Angelpunkt. Doch weder Jimmy Wales noch die freie Community sind in der Lage, über den Status Quo der Warenform des Hier und Jetzt hinauszudenken.

Ökonomisch handelt es sich bei den „Zehn Dingen“ um Entwertungsprojekte. Bislang proprietär unter exklusiver

Privatverfügung gehaltene Informationen sollen nun allen zugänglich gemacht werden. Ist mit der Allgemeinverfügung einmal die Voraussetzung der Knappheit² entfallen, bricht die Warenform und die Verwertung wird schwierig bis unmöglich. Es handelt sich um einen realen Befreiungsakt – sie wissen es nicht, aber sie tun es.

Mit der ökonomischen Entwertung von Teilbereichen bricht der Kapitalismus nicht zusammen. Im Gegenteil bedeutet die Entwertung bei einem Unternehmen eine Kostenentlastung und damit Überlebensverlängerung bei einem anderen Unternehmen. Damit unterstützt die freie Bewegung, was sich ökonomisch ohnehin vollzieht, nämlich den Abbau von Wertsubstanz. Während Unternehmen aufgrund des ökonomischen Zwangs, den Einsatz von lebendiger Arbeit stetig zu minimieren, immer weniger Wert erzeugen, entzieht die freie Bewegung vorhandene Sparten direkt der Verwertung. Der wesentliche Unterschied ist hierbei, dass der von Unternehmen mit immer weniger Arbeitseinsatz geschaffene immer größere stoffliche Reichtum keineswegs den Menschen zur Verfügung steht, während die direkt entwerteten freien Produkte allen Menschen unmittelbar zugute kommen.

Wer die Freie Software bereits vor einigen Jahren tatsagte, wer Wikipedia noch letztes Jahr belächelte, hat sich geirrt. Die Expansion der freien Entwertungsbewegung geht weiter, die Vernetzungen mit globalisierungskritischen Bewegungen werden intensiver. Einzelne Länder haben die Potenzen erkannt. Brasilien, Venezuela, Kuba, Indien – in vielen Ländern ist die Förderung Freier Software ein Mittel, um sich aus den Klauen der Software-Monopole zu befreien. Doch auch die Widersprüche und die Gegenwehr des Empires wachsen – mit Softwarepatenten, Digital Restriction Management und massiver Propaganda soll die Kontrolle bewahrt werden. Die nächsten Jahre werden spannend.

Anmerkungen

- ¹ www.heise.de/newsticker/meldung/62516
- ² Vgl. Meretz, S., *Knappheit. Eine Realabstraktion*, in: *Streifzüge* 32/2004, S. 23.2
Vgl. Meretz, S., *Knappheit. Eine Realabstraktion*, in: *Streifzüge* 32/2004, S. 23.

White Wild West

BEMERKUNGEN ZU MATTHIAS POLITYCKI UND DEM RASSISMUS UND SEXISMUS DER NEUEN MITTE

von Karl-Heinz Lewed

Sie kann einem schon leid tun, die Neue Mitte. Jüngst gab es doch noch alles: die innovativen Kreativ-Jobs im Kultur- und Medienbereich oder anderswo, das nötige Accessoire an expressiven Konsumartikeln und schließlich die Event- und Kulturindustrie, mit deren Hilfe ganz individuell am Gesamtkunstwerk „Ich“ gearbeitet werden konnte. In diese Atmosphäre passte bestens das stets gut aufgelegte Politpersonal um den Medienkanzler Schröder, dessen spezielle Performance vollends die Umwandlung von Politik ins mediale Spektakel markierte. Doch die postmoderne Inszenierungsmaschine stottert zunehmend. Kein Wunder, denn nach dem Ende der Luftnummer an den Börsen tröpfelt der Geldhahn der Simulationsökonomie nur mehr und lässt die Nachfrageschöpfung aus dem Nichts versiegen. Das Selbstbewusstsein des Fußgängerzonenmenschen und Konsumsubjekts zeigt sich darob auch zunehmend verunsichert. Angesichts dieses ökonomi-

schen wie sozialen Umbruchs liegt ein Wechsel auf der kulturell-symbolischen Ebene mehr oder weniger in der Luft. Es überrascht also wenig, wenn es nun auch für diese Entwicklung Querdenker gibt, die neue Perspektiven und Sinnhorizonte erschließen, kurz Ansätze haben. Matthias Politycki ist so einer, Essayist und Dichter. Schon vor einiger Zeit publizierte er ein Manifest für einen „relevanten Realismus“, mit dessen Hilfe die „leere Mitte der Gesellschaft“ zurückgewonnen werden sollte. Gegen den „kulturellen Kannibalismus“ der postmodernen Indifferenz gerichtet sollten die „ewig Linksliberalen“ endlich wieder Standpunkt beziehen, diesmal einen „wertkonservativen“, versteht sich. Dieses Plädoyer für eine neue „Relevanz“ wurde unlängst durch eine ausführlichere Positionsbestimmung in der „Zeit“ ergänzt und übersteigert. Hintergrund ist des Dichters jüngst publizierter Roman „Herr der Hörner“, in dem er seine Erfahrungen mit der lebenspendenden Kraft afrokubanischer Religionskulte verarbeitet hat. In dem *Zeit*-Essay diagnostiziert Politycki unter dem alles andere als ironisch gemeinten Titel „Weißer Mann – was nun?“ für das „alte Europa“ ein kulturelles, ökonomisches, religiöses, ja sogar physisches Untergangsszenario: „Wir in Europa sind drauf und dran, die letzten Reste unsres eignen Jahrtausenderbes zugunsten einer grassierenden Pseudoamerikanisierung willig preiszugeben“. Diese Bedrohungssituation, explizit verknüpft mit den USA, bringt Europa aber auch ins Hintertreffen gegenüber anderen, nichtwestlichen „Kulturen“. Der sich vollziehende kulturelle Niedergang droht auf die Ökonomie, ja sogar auf die Physis westlicher Männlichkeit überzugreifen. Ob „afrikanische Intensität“, „karibische Unmittelbarkeit“, „maghrebische Potenz“ oder „asiatische Wirtschaftskraft“ – überall sieht sich der weiße Mann einer unheimlichen, spontanen und archaischen Virilität gegenüber, der er nichts entgegenzusetzen hat. Schuld daran trage die „Hilflosigkeit der Humanisten“ mit ihrer windelweichen Toleranz und ihren schal wirkenden Werten der westlichen Aufklärung. Sie zu überwinden bedarf es einer „neuen Verwurzelung“, eines

„relevanten“ Standpunkts im „kathartischen Erschauern vor dem Jenseits“. Je aussichtloser die Situation, desto verrückter scheinbar die Gegenmittel.

Dabei sind Momente der Kritik Polityckis am postmodernen Life-Style sogar zutreffend: das Anything-Goes hat menschliches Handeln tatsächlich bis zur Unerträglichkeit nivelliert und das Event zur allgemeinen Erfahrungsform werden lassen. Vom Verzehr einer Leberwurst bis zum Fußballspiel, vom Parteitag bis zum Papst-Besuch – jederzeit und allerorten herrscht die fade Banalität und seichte Selbstreferentialität der Spaßkultur. Die vielzitierte Oberflächlichkeit steht indes keineswegs für sich. Tatsächlich hat die Postmoderne natürlich nie die negative Kohärenz, d.h. das einheitliche Prinzip von Wert, Arbeit und Geld überwunden, sondern ist nur dessen vollendetster Ausdruck. Hielt das postmoderne Bewusstsein in den neunziger Jahren die scheinbar bunte Vielfalt der Eventkultur noch für das Ganze menschlicher Wirklichkeit, so drängen spätestens mit dem Platzen der New-Economy-Blase grundlegende gesellschaftliche Bestimmungen wieder in den Vordergrund. Die Fetischform der kapitalistischen Gesellschaft wäre freilich keine, könnte sie nicht das Realkapital durch beliebig viel Verblendungskapital ersetzen. Polityckis „relevanter Realismus“ ist einerseits Reflex auf den lebensweltlichen Umbruch in Richtung zunehmende Prekarisierung auch der gesellschaftlichen Mitte und wirft zugleich ein Schlaglicht auf die grundsätzliche Beziehung zwischen Aufklärung, Gegenklärung und Postmoderne.

Der postmoderne Relativismus war von Anfang an von einer schwachen Kritik des traditionellen aufklärerischen Wertekanons begleitet. Schwach deswegen, weil das Einklagen einer wahren Ethik, einer richtigen Moral und v.a. der wirklichen Freiheit des Einzelnen nicht wahrhaben wollte, dass diese Ideale in der Postmoderne längst verwirklicht sind. Der „freie Wille“, das Herzstück des Aufklärungsdenkens, hat seine Vollendung in der Beliebigkeit der Postmoderne gefunden. Der Kaiser, d.h. das freie Willenssubjekt, ist nackt und das bloße Hinzuphantasieren

Mehrjahresabo der Streifzüge

Achtung neue
Abo-Preise!

Preise für Österreich
und den Rest der Welt:

Einzelheft 5 Euro

1-Jahres-Abo: 14 Euro

2-Jahres-Abo: 26 Euro

3-Jahres-Abo: 36 Euro

3 Hefte pro Jahr

von Werten macht die Kritik so illusionär, insuffizient und letztlich kraft- wie perspektivlos. Diese Schwäche des alten Aufklärungsstandpunkts ist nicht zuletzt ein Motiv für das Umschlagen in sein eigenes Gegenteil. Polityckis Positionsbestimmung dokumentiert diesen Prozess geradezu paradigmatisch. Mit nahezu allen aus der Gegenklärung bekannten Mustern des Sexismus, Rassismus und Sozialdarwinismus will er dem weißen männlichen Subjekt wieder Leben einhauchen. Das durch die Postmoderne erreichte Ende der Aufklärung führe zu einer allgemeinen und „epochalen Erschöpfung der gesamten Alten Welt“, die er ganz persönlich in seiner „weißen Haut(!) zu spüren“ vermeint. Angesichts der Bedrohung der eigenen Waren-Existenz stammelt man sich mit klischeehaftester Phraseologie aus postmoderner Langeweile in das Gegenüber kulturell grundsätzlich getrennter Zivilisationskreise. Huntington lässt grüßen.

Da ihm die grundlegenden Fetischformen der (Post-)Moderne ein Buch mit sieben Siegeln sind, verfällt Politycki selbst dem mystischen Denken. Die Mechanismen dieser Dialektik sind allzu bekannt: Auf die Ohnmacht folgt die Projektion. In der Konstruktion eines kulturell Anderen – je nach Bedarf ist es der sanftmütige, edle Wilde oder der kraftstrotzende und potente Barbar – wird versucht, die Versagensängste eigener Subjektivität an einem äußeren Gegenüber festzumachen und damit unter Kontrolle zu bringen. Diese Psychomechanik hat tiefe Wurzeln in der Geschichte der Moderne. Schon Montaigne verknüpfte im 16. Jahrhundert angesichts des europäischen Kolonisationsprozesses die als fremd erlebten eigenen sozialen Beziehungen mit der Projektion ihres vermeintlich vitalen Gegenteils. In diesem Spannungsverhältnis diente ihm die Figur des „Wilden“ als Projektionsfläche verdrängter Wünsche. Diese der „Natur“ verhafteten Wesen galten der westlichen Vernunft ehemals schon als diejenigen, die „die wahren, tauglicheren und ursprünglicheren Kräfte und Eigenschaften“ besitzen, die in „jenen lebendig und mächtig sind“ (Montaigne). An diesem Projektionsmechanismus hat sich bis heute wenig geändert: Das männliche Warensjekt imaginiert sich angesichts der Krise seines Universums immer noch eine Welt des Ursprünglichen, Eigenlichen und Vitalen als neuen Kraftquell.

Auch der andere Aspekt der Projektion, d.h. der Affekt gegen einen ver-

meintlich Schuldigen, ist nicht gerade neu. Reflexhaft gerät unser Fürsprecher der Neuen Mitte in den Bannkreis rechter Zivilisationskritik des letzten Jahrhunderts: europäische Kultur versus amerikanische Zivilisation. Angesichts der existentiellen Situation gilt es, das an sich überlegene kulturelle Erbe Europas gegenüber dem von Amerika induzierten Verfall mit männlich-ursprünglicher Vitalität anzureichern und zu verstärken. Diese ursprüngliche Kraft soll in den der „Natur“ weitgehend verhafteten Kulturen noch präsent sein.

Doch auch wenn im sozial-ökonomischen Krisenprozess die Neue Mitte immer offener ihren latenten Rassismus, Sexismus und auch Antisemitismus artikuliert, eines bleibt historisch obsolet: Es

wird keinen politischen Willensakt des Westens mehr geben, der mit der Mobilisierung eines gegenauflärerischen „Eigentlichen“ noch einmal eine Renaissance der europäischen Nationalstaaten initiieren könnte. Eine derart formierende Souveränität gehört angesichts ökonomischer Globalisierung einer gerade zu Ende gehenden Epoche an. Die sich zersetzende Macht und Gewalt staatlicher Souveräne wird aber in den poststaatlichen Konflikten nicht minder destruktiv transformiert in eine substaatliche Zusammenfassung von entsicherter männlicher Subjektivität. Ein ideologisches Mosaiksteinchen in diesen Rahmen männlichen Selbstverständnisses gelegt zu haben, darauf kann sich Matthias Politycki tatsächlich etwas einbilden.



Ein neues Buch mit einem Beitrag

von Maria Wölflingseder über
Esoterik:
„Rationale Irrationalität und
irrationale Rationalität - eine
mörderische Co-Produktion“.

Im Zuge von Liberalisierung und Privatisierung im Dienstleistungssektor gewinnen private Bildungseinrichtungen zunehmend an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund setzt sich der Sammelband mit religiöser Erziehung und ihren Folgen auseinander. Die wachsenden „Marktanteile“ ideologisch moti-

Mission Klassenzimmer.

Zum Einfluss von Religion und
Esoterik auf Bildung und Erziehung

hg. vom Forum Demokratischer
AtheistInnen,
Alibri Verlag,
Aschaffenburg 2005

212 Seiten

14,50 Euro.

(Auch bei der Streifzüge-
Redaktion erhältlich.)

vierter Anbieter im Schulbereich erscheinen so als ein Aspekt des neoliberalen Umbaus der Gesellschaft.

Aus dem Inhalt: Ist christliche Erziehung heute noch verantwortbar? (Franz Buggle) * Die Montessori-Pädagogik und ihre weltanschaulichen Grundlagen (Wolfgang Proske) * Curriculum und Karma – Das anthroposophische Erziehungsmodell Rudolf Steiners (Klaus Prange) * Der neue Mensch des New Age: Im Einklang mit Volk und Vaterland (Claudia Barth) * Jugend und Okkultismus – Ergebnisse einer Jugendstudie am Beispiel Trier (Waldemar Vogelgesang / Frank Welker) u.a.

www.alibri.de

Ist die Esoterik auf den Hund gekommen?

von Maria Wölflingseder

In den letzten 25 Jahren hat es die Esoterik-Bewegung glänzend geschafft, mittels völlig verquerer Denkkapriolen die unmenschlichen Verhältnisse schön zu phantasieren. Diese intellektuellen Mucken haben aber auch die Blut-Hirnschranke der Allgemeinheit ohne Hindernisse passiert. Die Zauberwörter lauten: Positives Denken, Yin und Yang, ganzheitlich, spirituell u.v.a. Aber nicht, dass Sie glauben – wie immerzu suggeriert wird –, mit Positivem Denken soll etwas Positives, also etwas Schönes, Angenehmes, Menschenwürdiges, geschaffen werden. Nein, es dient dazu, den Wahnsinn, also das Negative, positiv zu sehen! Das Wort „positiv“ heißt ja *affirmativ, bejahend*. Auch von der Krieger-Kaste in asiatischen Religionen bis zu den „Business-Kriegern“ im weißen Westen ist der Weg nicht weit.

Wer ein *Bewusst Sein* aufschlägt, das auf-lagenstarke monatliche Magazin mit Werbung für Seminare, Ausbildungen und Veranstaltungen der Esoterik-Szene im deutschsprachigen Raum, wird sich wundern, warum es hier zunehmend von allem möglichen Getier wimmelt: Delfine und Pferde, Vögel mit riesigen Schwingen, Hunde und Katzen, Otter und Schmetterlinge, Löwen und Meer-schweinchen.

Zweifelsohne sind Tiere wie die Pflanzenwelt ein wichtiger Teil des planetaren Daseins – auch für die Menschheit. Der Mensch hat sich ja nicht von der Natur abgesondert, sondern besondert (Franz Schandl). Jeder menschliche Embryo macht noch die stammesgeschichtliche Entwicklung durch. Dem Artensterben bei Pflanzen und in der Folge bei Tieren (weil ihnen die Nahrung abhanden kommt) ist sofort Einhalt zu gebieten. Generell hat der Kontakt zwischen Mensch und Tier durchaus bereichernde Momente. Aber wie sich der Kontakt zwischen Mensch und Tier im Besonderen gestaltet, muss wohl als „abartig“ bezeichnet werden. Die Massenhundehaltung in der Stadt mit den tonnenschweren Folgen der Geschäftsfreiheit der Vierbeiner steht in ihrer fahrlässigen Gesundheitsgefährdung durch Viren, Bakterien, Würmer und Wurmeier den übrigen Umweltgefahren in nichts nach. Abhilfe könnte da nur die gute, alte Idee eines

Freundes schaffen: Hunde für Stadtbe-wohner nur gegen ärztliche Verschreibung.

Während man den Haustierfilm *Tierische Liebe* (Österreich 1995) von Ulrich Seidl (er ist auch der Regisseur von *Hundstage*, 2001 – kein Tierfilm) noch mit „Petting with pets“ zusammenfassen könnte, scheint nach der Ära der Domestizierung von Tieren nun die ihrer Vergeistigung, ihrer Spiritualisierung angebrochen zu sein.

Die Beispiele dafür im *Bewusst Sein* sind zahlreich: „Im Kreis der Kraft-Tiere Ganzheit erfahren: Geführte Imaginationen zu unseren ‚inneren Begleitern‘ – den Chakren-Tieren – ermöglichen ein Eintauchen in eine höhere Weisheit und eine intensive persönliche Entwicklung in Richtung Unabhängigkeit, Lebenskraft und Selbstliebe. So werden Zugänge zum eigenen inneren Wissen jenseits von äußeren Beurteilungen eröffnet.“ So wie Religion ein Füllhorn für beliebige Inhalte ist, so erhalten Tiere nun die Funktion einer Medizin gegen unsere Zivilisations(geistes)krankheiten. Sie dienen als Projektionsflächen für unsere Phantasien, als lebendige, mystische Katalysatoren für die Erfüllung unserer Wünsche.

„Die Tierflüsterinnen sind da. Basis-Workshop in telepathischer Tierkommunikation: Verstehen Sie, was Ihr Tier Ihnen sagen will und tauchen Sie ein in einen lebendigen Dialog.“ „Finden Sie zurück zu dem Wissen, das Sie von Geburt an in sich tragen.“ (www.tierkommunikation.biz, www.tierkommunikatorin.at, www.christinetetau.de) Je ver-sklavter der Mensch wird, desto verquerer seine Pseudobefreiungen: Neben einem Adler mit ausgebreiteten Schwingen steht geschrieben: „Die Bäume leben ihr Leben, die Blumen leben ihr Leben, die Vögel leben ihr Leben. Alle Lebewesen leben ihr Leben. Sie leben natürlich, ehrlich und authentisch. WAS IST MIT DIR? Wenn die Freiheit Dich ruft, folge ihr ... zu Dir selbst. Es ist Deine Entscheidung. Du bist frei. Lebe Dein Leben!“ Eine Spur bescheidener macht's der Otter: Im „Otter NLP Einführungs-seminar“ zeigt er dir, „wie du als Erwachsener mit deinem inneren Kind Kontakt aufnehmen kannst. Taucht der

Otter auf, bist du gleich gut drauf. Der Otter lehrt uns Gefühle auszudrücken und ruft uns auf neue unkonventionelle Wege zu gehen und erfinderisch zu sein“.

Reisen und Ausbildungen lassen sich besonders gut verwerten: „Schwimmen mit Delfinen und andere Reisen auf Bali, Hawaii, Gomera. Schwitzhütte, Seelenrückholung, Aufstellungen in und um Wien.“ Die Lehrerin der Sunrise Schule für „Tiermedium/Tierlichtheiler“ schmust mit einem fetten Hamster, oder ist es ein Meerschweinchen?

Was das animalische Terrain betrifft, braucht Esoterik nicht mehr Vorreiter spielen, es entwickelt sich überall im Schweinsgalopp. Volkshochschulen – immer vorneweg – bieten einen „Sommer-Hundeflüsterer-Event“ an: „Hunde-erziehung mit Herz“ mit dem „staatlich anerkannten Tierverhaltensenergetiker“, der „vor allem den seelischen und energetischen Zustand (Yin-Yang-Balance) des Tieres“ berücksichtigt.

Und die Buchbranche lässt sowieso nie eine Gelegenheit aus. Die Pferde-, Katzen-, Vögel-Horde führt zweifelsohne der Hund an. Bei den Lesungen der aktuellen Buchwoche im Wiener Rathaus werden gleich drei einschlägige Bücher präsentiert: „Wellness für Hunde. Wohlfühl-tipps für den Alltag“, „Calming Signals. Die Beschwichtigungssignale der Hunde“ und „Das ultimative Hundebuch. Wie man alles richtig macht und dabei Nerven spart“.

Die Befreiungsmedizin scheint nicht immer zu wirken. Sogleich bricht wieder das Hündische durch. Der Hund als Metapher für unsere unterwürfige Existenz? Hunde in Buchformat füllen ganze Auslagen: „Mein Hund macht nicht, was er soll“; „Eine Couch für alle Felle – Probleme im Hundesalltag?“; „So denkt Ihr Hund mit“.

Kaum hat man sich's versehen, ist auch der Hund von den Zivilisationskrankheiten befallen. Das mit Chemie und verdorbenem Fleisch angereicherte Fressen aus der Hundefutterfabrik bekommt ihm keineswegs: „Arthrose beim Hund“, „Homöopathie für den Hund“, „Bachblüten für die Hundeseele“. Schließlich hilft nur noch: „Hundekekse selbst gemacht“.

Pop und das Authentische

von Roger Behrens

Madonna steht auf der Bühne in London und spielt für oder gegen die G8 und Hunger: das größte Konzert der Welt, für oder gegen das im Pop-Universum letzte Problem: Hunger. Wir sind im Hyde Park beim Live-8-Spektakel, 2. Juli 2005. Zu Madonnas Auftritt wird eine junge Frau aus Äthiopien vorgeführt, die als Kind fast verhungert wäre; sie darf etwas in ihrer Sprache sagen. Weil sie kein Englisch versteht, bleibt sie irritiert und peinlich auf der Bühne stehen, während Madonna die Menge – und man sagt jetzt ja Multitude – animiert: „Are you ready for a revolution!“ Das wiederholt sie so lange, bis jeder eingewilligt hat. Dann kommt kurz die Musikshow und schon spielt die nächste Gruppe. Ist das authentisch, was Madonna da macht, oder ist gerade das nicht authentisch?

„Authentisch“ ist eines der wenigen Fremdwörter, die Eingang in den Popdiskurs gefunden haben. Die Rede ist vom Eigenschaftswort und nicht vom Substantiv ‚Authentizität‘, nicht vom Begriff. Scheitern viele am Begriff der Authentizität schon in der Aussprache („Authentizität“, „Authentität“ lauten die üblichen Varianten popistischer Neusprache), so kommt ‚authentisch‘ hingegen relativ leicht über die Lippen derjenigen, die ihren Geschmack, und das ist meistens der eigene Musikgeschmack in Verbindung mit einem vermeintlich dazu passenden Lebensstil, verteidigen möchten. ‚Authentisch‘ soll dabei meinen: ‚echt‘, ‚glaubwürdig‘, ‚ehrlich‘, wenn nicht sogar ‚bodenständig‘, ‚handgemacht‘, ‚gefühlig‘; paradoxerweise soll der Gebrauch des Fremdworts sich jedoch genau von diesen Adjektiven einer Innerlichkeitsästhetik abheben und schon per definitionem Reflexion und Kennerschaft verraten. Musik ist nicht einfach ‚echt‘ und ‚ehrlich‘, sondern eben ‚authentisch‘. Seine popdiskursive Funktion erfüllt das kleine bedeutungsleere Sinnwörtchen ‚authentisch‘ negativ, ohne dass damit freilich die dem Poptheoretiker verdächtige Negation, gar die bestimmte Negation der Dialektik gemeint wäre; vielmehr wird mit dem negativen oder negatorischen Gebrauch von ‚authentisch‘ das eigene kleine positive Popuniversum affirmiert: es geht

nämlich – und das ist vielleicht das zweitwichtigste Fremdwort im Popdiskurs – um Distinktion, darum, sich abzugrenzen und zu denunzieren, was dem eigenen Geschmack nach eben nicht authentisch ist oder, schlimmer noch, nur vorgeblich authentisch ist. Das Unehliche, die aufgesetzten Gefühle und die vorgegaukelte Glaubwürdigkeit – das sind die wahren Feinde, um nicht zu sagen: die authentischen Feinde im Pop; das ist der Frontalangriff, durch den angeblich eben der authentische Pop verraten wird. Den Feind zu besiegen heißt ihn ausfindig zu machen; und der Sieg ist die echte Prämie des symbolischen Kapitals: was in der Popwissenschaft nicht ökonomisch, sondern sportlich der Distinktionsgewinn genannt wird.

Der echte Feind des Echten ist wie immer das Geld, in seiner üblen Gestalt der Kommerzialisierung (und die wittert man in jedem Tauschverhältnis, an dem man nicht beteiligt ist, jedenfalls nicht mit eigenem Surplus). In solcher Denunziation des Unehlichen erfährt man zugleich etwas über die kritische Reichweite des Popdiskurses: Die Gesellschaft als kapitalistische erscheint hier in genau derselben falschen Unmittelbarkeit, in der sich die abstrakte Verwertungslogik ohnehin manifestiert: Im sinnlich-übersinnlichen Ding der Ware, beziehungsweise im Spektakel des Warenverkehrs, kurzum: im Konsum. Grundsätzlich weder zur Abstraktion noch zur Konkretion fähig meint man der Kritik des nicht authentischen Pop eine politisch-ökonomische Dimension zu verleihen, wenn man gegen den Kommerz wettet. Dabei beruft man sich auf den Pop als eine vom Kapitalismus, das heißt von der Ökonomie des Bösen (Geld, Großkonzerne, teure CDs, Kopierschutz) vollkommen freie Sphäre, die eigentlich nach den humanen Kriterien des freien Marktes, künstlerischen Wettbewerbs, alternativer und subversiver Ökonomie und insbesondere durch unabhängige Vertriebsstrukturen geordnet sei – die Produktion kommt hierbei übrigens nicht vor, weder positiv noch negativ; man arbeitet ja auch nicht, sondern „spielt“ (in einer Band, ein Instrument) oder „macht“ (Musik, Kunst, ein Kon-

zert, Mode, man „macht“ am Abend etwas, „macht“ etwas mit Freunden etc.). Das kulminierte nun neuerlich in der Verteidigung des D.I.Y.-Prinzips, was für „Do it yourself“ steht und vor allem im (neueren) Hardcore stark gemacht wird: als authentische Unabhängigkeit von der großen Industrie und der Kommerzialisierung. Was hier popkulturell höchst sympathisch daherkommt, ist indes vom Standpunkt radikaler Kritik bestenfalls romantischer Antikapitalismus und das heißt: gar kein Antikapitalismus, sondern eine verzweifelte Anpassungsleistung an die Maßgaben neoliberaler Konkurrenzverhältnisse.

Mithin ist schon die Idee oder besser Ideologie eines authentischen Pop, einer authentischen Popmusik, authentischer Musiker und popkultureller Botschaften grundsätzlich unvereinbar, disparat, denn Pop wurde als kritischer Begriff eingeführt, gerade weil er nicht authentisch war, weil er sich der Authentizität verweigerte, die bürgerlich-ästhetische Kategorie des Echten und Ehrlichen verwarf. Das war Mitte der fünfziger Jahre für den Rock 'n' Roll so konstitutiv wie für den Soul; und beide vor einem halben Jahrhundert etablierten Leitmelodien der Popkultur spielten bereits mit den Ambivalenzen des Authentischen, wie es bisher nur der Jazz vermochte: Anders als in der alten Hochkultur konnte sich hier niemand durch Weltflucht den Konsequenzen entziehen, die sich praktisch durch die Gewissheit ergaben, dass es „kein richtiges Leben im falschen gibt“ (Adorno).

Dagegen setzt Madonna nun, um darauf zurückzukommen, dass es im prinzipiell richtigen Leben kein falsches geben darf; eine schlechte Metaphysik des guten Willens, die genau darin darauf beharrt, authentisch zu sein als Pop. Hunger taucht hier nicht mehr als Problem des Kapitalismus auf, sowenig wie der Kapitalismus als Problem an sich. Und das ist die Dialektik des Authentischen, dass nämlich dasselbe System, das den Pop mit seinem authentischen Willen zum Guten, auch überhaupt den Hunger hervorgebracht hat, ebenso wie die Großstadtgettos, Slums und das postmoderne Elend, aus dem der Pop seine Philosophie des Authentischen macht.

Schizophrene Stimmungslage

DER POPULISMUS DER LINKSPARTEI IST DAS KOMPLEMENT DER NEOLIBERALEN KRISENVERWALTUNG

von Norbert Trenkle

Der relative Wahlerfolg der Linkspartei wurde bei den Bundestagswahlen vielfach als Normalisierung der deutschen Verhältnisse kommentiert. Endlich habe sich, wie in fast allen anderen europäischen Ländern auch, eine ernst zu nehmende linke Partei etabliert, die Einfluss auf die Politik nehmen könne. Diese Einschätzung ist freilich geprägt von einer retrospektiven Sicht, die wenig mit der aktuellen Krisenwirklichkeit der kapitalistischen Gesellschaft zu tun hat, in der die ehemaligen Unterschiede von Links und Rechts zunehmend verschwimmen und gerade noch als Accessoires der spektakulären Inszenierung eine Rolle spielen. Dennoch trifft die Rede von der „Normalisierung“, verstanden als Angleichung an die europäischen Nachbarländer, durchaus etwas Richtiges. Die Formierung der Linkspartei aus PDS und WASG und die Erosion der großen Volksparteien, die zur Bildung einer (gar nicht mehr so großen) Koalition gezwungen wurden, markiert das späte Ende eines erstaunlich stabilen politischen Gleichgewichts, das mit dem Ausbrennen des Nachkriegsbooms eigentlich schon längst obsolet geworden war. An seiner Stelle hat sich nun eine neue, ziemlich labile Konstellation herausgebildet, die auf spezifische Weise eine für die derzeitige Krisensituation durchaus charakteristische, schizophrene Stimmungslage reflektiert.

Auf der einen Seite sind die Zwänge der kapitalistischen Konkurrenz- und Verwertungslogik weitgehend verinnerlicht und die Imperative der Krisenverwaltung erscheinen als unhintergebares Naturgesetz. Dass die Parteien sich in ihrer Politik allenfalls noch um geringe Nuancen unterscheiden, wird daher auch als vollkommen selbstverständlich hingenommen. Zur Debatte steht nicht mehr das Ob der besten Anpassung an die globalisierte Dumpingkonkurrenz, sondern nur noch das Wie. Auf der anderen Seite wächst aber unter dem Druck des entfesselten Weltmarkts und der Prekarisierung der Lebensverhältnisse auch ein diffuses Unbehagen an einer Gesellschaft, die eine erfolgreiche Marktteilnahme gleichzeitig zur Existenzbedingung erhebt und verunmöglicht. Weil sogar die momentanen

Gewinner mittlerweile damit rechnen müssen, morgen schon unter die Räder zu kommen, geht die Angst um – quer durch alle Gesellschaftsschichten. Und Angst sucht nach einem Ventil.

Bislang war es den etablierten Parteien zumindest im Westen der Bundesrepublik noch gelungen diese schizophrene Stimmung politisch zu kanalisieren. Nicht zufällig fiel dies in den relativen Gewinnerregionen am leichtesten, vor allem in Bayern, wo die CSU ihre Position als quasi-sozialdemokratische Volkspartei immer schon mit einer Mischung aus wirtschaftsfreundlicher Standortpolitik, Klientelwirtschaft, geschickter Nutzung der Verteilungsspielräume und populistischer Stimmungsmache abgesichert hat. Aber auch der SPD gelang diese Integrationsleistung noch einmal, als sie 1998 vom Unmut über den Kohlschen Sozialabbau an die Macht gespült wurde, obwohl es die Spatzen damals schon von den Dächern piffen, dass sie diese Politik noch viel konsequenter fortsetzen würde. Selbst bei der Wahl 2002 konnte sie sich noch gerade so eben als das kleinere Übel verkaufen; doch spätestens seit Hartz IV war dieser Spagat nicht mehr durchzuhalten.

Outsourcing der anti-neoliberalen Stimmung

Insofern ist die jetzige Erosion der alten Parteien-Konstellation und das Outsourcing der anti-neoliberalen Stimmung in einer eigenen Partei alles andere als erstaunlich. Denn auch wenn das Publikum das Spiel im Grunde durchschaut und daher auch nicht etwa betrogen wird, sondern sich allenfalls ein paar Illusionen vorgaukeln lassen will, ungefähr so wie es sich gerne mal in die Traumwelten von Hollywood entführen lässt, um den kapitalistischen Alltag leichter ertragen zu können – es verlangt doch ein gewisses Maß an Glaubwürdigkeit von den politischen Darstellern. Schließlich möchte man ja auch keine Laienschauspieler auf der Leinwand sehen, Mafiabosse etwa, denen man auf den ersten Blick anmerkt, dass sie hauptberuflich Steuerberater sind oder an einer Supermarktkasse sitzen. Insofern war Gerhard Schröder eigentlich eine

recht gute Besetzung, denn im Metier der symbolischen Politik ist er zuhause. Doch die Kluft zwischen sozialer Gerechtigkeitsrhetorik und marktradikaler Zurichtung der Gesellschaft konnte selbst er nicht mehr überbrücken. Deshalb kann nun sein alter Rivale Lafontaine mit einem Konkurrenzunternehmen zumindest vorübergehend reüssieren.

Dennoch erfüllt die Linkspartei nicht einfach die Funktion einer Re-Stabilisierung des politischen Systems durch Integration der Unzufriedenen. Denn dazu müsste es ihr wenigstens eine Zeit lang gelingen, eine „andere Politik“ auf der symbolischen Ebene einigermaßen glaubhaft zu vertreten. Genau dieser Weg ist jedoch verbaut. Es braucht keine besondere Phantasie um zu erkennen, dass PDS und WASG im Falle einer Regierungsbeteiligung exakt die gleiche Politik betreiben würden wie die von ihnen jetzt attackierten „neoliberalen Einheitsparteien“. Jeder potentielle Wähler kann das am praktischen Exempel in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern studieren. Dahinter steht nicht etwa ein Mangel an Wille oder Durchsetzungskraft, sondern die Tatsache, dass die globalisierte Konkurrenzkampf und der ungeheure Rationalisierungswettlauf die Handlungsspielräume der Politik aufs äußerste verengt haben. Weil dies im Grunde dem Wahlvolk längst bekannt ist, erwartet es auch gar keine ausgefeilten politischen Gegenentwürfe; ein paar Schlagworte, die das Bauchgefühl ansprechen, genügen vollkommen. Selbst dem letzten Underdog ist klar, dass all die phantastischen neo-keynesianischen Konzepte ökonomisch in der Luft hängen. Die Einzigen, die noch daran glauben, sind ein paar linke Professoren, die ihr Leben lang nichts anderes gelehrt haben, und ein Teil der Partei- und Attac-Aktivisten, die nach intellektuell anspruchsvolleren Illusionen verlangen als der Durchschnittswähler.

Lafontaine ist alter Politikfuchs genug, um dies längst begriffen zu haben. Deshalb hat er schon im Wahlkampf auf „ökonomischem Realismus“ beharrt und eine Absenkung der geforderten Mindestlöhne im Programmentwurf durchgesetzt, die im Zweifelsfalle sowieso ge-

rade mal eben auf Sozialhilfeniveau angesiedelt sein werden; gleichzeitig spielt er hemmungslos die populistische Karte aus. Dass er dabei offen ans nationalistische und rassistische und ein wenig verkläu- sulierte auch ans antisemitische Res- sentiment appelliert, liegt durchaus in der Logik der Sache. Denn was unter den Be- dingungen des globalisierten Krisenkapi- talismus vom Keynesianismus übrigbleibt, ist nur noch der aggressive Wunsch nach einer Wiederherstellung seiner notwen- digen nationalstaatlichen Grundlage. Zwar ist auch dies nicht viel mehr als bloße Phantasie, weil die Transnationali- sierung des Kapitals sich nicht mehr rück- gängig machen lässt, doch die Definition der entsprechenden Hassobjekte: „Fremdarbeiter“ und das unvermeidbare „wurzellose Finanzkapital“ ermöglicht zumindest eine vorübergehende Affekt- abfuhr. In der politischen Praxis würde eine solche Verfallsform des Keynesia- nismus (gegen die man den klassischen Keynesianismus fast schon in Schutz neh- men muss) selbstverständlich nicht etwa die sozialstaatliche und wirtschaftspoli- tische Regulation wieder herstellen, son- dern allenfalls die eine oder andere Zu- mutung der Krisenverwaltung für Inlän- der ein wenig abpuffern. Die Rückseite jedoch wäre der verschärfte rassistische Ausschluss, wie er in Lafontaines Befür- wortung von Internierungs- und Ab- schiebelagern für Migranten in Nord- afrika deutlichen Ausdruck fand.

Festungsbau-Nationalismus

Unverblümt spricht diese Konsequenz ausgerechnet der ehemals scharf „anti- deutsche“ Publizist Jürgen Elsässer aus, der in der links-traditionalistischen Zeitung *junge welt* seinen neuen Liebling Lafon- taine penetrant hochjubelte. Gegen das Sozialdumping gebe es demnach nur ein Mittel: die Reduktion der EU „auf einen Kern, in dem es kein starkes Wohlstands- gefälle gibt“ (*junge welt*, 18.6.2005), und dessen Abschottung nach außen. Um die- sen Festungsbau-Nationalismus wenig- stens scheinbar nach rechts abzugrenzen, wird noch die freche Behauptung nach- geliefert, dies sei auch das Beste für die Ausgeschlossenen, denn es schütze sie angeblich vor dem hemmungslosen Zugriff „des Großkapitals“ und „der Konzerne“ und trage dazu bei, „die Ausbeutung der Ostländer zu lindern“ (ebd.). Tatsächlich würde natürlich ein Ausschluss aus der EU die osteuropäischen Länder keinesfalls vor der kapitalistischen Ausbeutung schützen,

sondern diese noch verschärfen und sie zusätzlich der relativen Vorteile berauben, die eine EU-Mitgliedschaft bedeutet (wozu nicht zuletzt die Reise- und Niederlassungsfreiheit gehört). Aber das will Elsässer gar nicht wissen. Es geht ihm hier nämlich nicht um eine politische und ökonomische Analyse; was aus ihm spricht, ist vielmehr eine ganz vulgäre na- tionalistische Verarbeitungsform der Angst vor dem sozialen Absturz, wie sie in den bisherigen Gewinnersegmenten der Welt- markt Konkurrenz derzeit umgeht. Nicht einmal die klassisch rechte Forderung nach Volksabstimmungen zur Osterweite- rung und zur Aufnahme der Türkei lässt er dabei aus – wohlwissend, dass dies die Ent- fesselung von nationalistischen und rassis- tischen Hetzkampagnen der übelsten Sorte bedeuten würde und das Ergebnis ohnehin im Voraus feststünde, ganz nach dem Motto: Endlich kann man mal gegen Ausländer abstimmen.

Sicherlich sind diese Konsequenzen nicht wenigen Aktivisten der Linkspartei und auch einem (vermutlich kleineren) Teil ihrer Wähler durchaus zuwider. Doch der äußerst lahme Protest gegen die ent- sprechenden Avancen Lafontaines und an- derer Galionsfiguren von PDS und WASG

verweist auf ein zumindest wahltaktisches Einverständnis damit. Solche „Wahltak- tik“ lügt sich jedoch selbst in die Tasche. Es ist nicht so, dass auf diese Weise gewis- sermaßen durch die Hintertür linke oder zumindest links-keynesianische Positio- nen wieder auf die Bühne der Politik ge- tragen werden könnten. Vielmehr geben umgekehrt diese Positionen das schmü- ckende Beiwerk für einen neuen, flexibi- lisierten Populismus ab, der spektakulär mit den Elementen ehemals linker und rechter Positionen spielt und sie ununter- scheidbar ineinander verschwimmen lässt und der die ebenso rechts-links verein- heitlichte sozialdarwinistische Krisenver- waltung flankiert.

Der Herausbildungsprozess dieses Po- pulismus ist noch nicht abgeschlossen. Die Linkspartei stellt dabei sicherlich nur ein Durchgangsstadium dar. Gerade deshalb ist es jedoch das Gebot der Stunde, die an sie auch von bewegungslinker Seite immer noch geknüpften Hoffnungen auf eine „andere Politik“ schonungslos zu kri- tisieren. Der Populismus ist die zeitge- mäße Form der Politikillusion und als sol- che kein Gegensatz zum Neoliberalismus, sondern sein Komplement. Daher ist er genauso zu bekämpfen wie dieser.

2000 Zeichen

abwärts

So etwas von wurscht!

Der „Passagengouverneur“ unterm Opernring hat die Obdachlosen schon aufgeweckt; die sind jetzt beim Frühstück mit der Doppelliterflasche. Weiter hinten redet der erste Junkie Pas- santen an. Die hasten vorbei, jeder zu sei- nem Geschäft – Verkauf, Verwaltung, Ver- sicherung, Finanzen heißt das hier in der City. Die Rolltreppen rauf oder runter zur U-Bahn. Bettler in den Waggonen sind in Wien noch recht selten. Die glück- lichen Arbeitsplatzbesitzer mit ihren lee- ren Morgengesichtern werden über die Stadt verteilt, damit sie ihre Lebenszeit verschwenden an Sachen und Abläufe, die wir sicher so und großteils überhaupt nicht brauchen, wenn's nicht um Geld ginge. Aber worum anders geht es denn sonst, dass es einen hier unten durch die Tunnels dröhnen lässt? Und worum könnte es denn sonst gehen? Wie soll eins in der vollen U-Bahn denken? Und erst recht dort, wo eins hinfährt?

Die Gymnasiasten waren mit mir in Rom. Sie geben ihre Tagebücher ab. Bei den meisten steht drin, was sie

haben sehen und denken müssen, wenn sie nicht haben machen dürfen, wo- nach ihnen war. Aber das war ganz si- cher nicht besser, hatte meist mit Kau- fen zu tun. Fast alle sind diszipliniert und freundlich. Damit aus ihnen noch was wird. Die, aus denen nichts gewor- den ist, lassen sich bei den andern und den alten Lehrern kaum blicken.

Sie fehlen auch beim Treffen eines alten Maturajahrgangs am nächsten Abend. Aber man kennt sie und weiß Bescheid. So nebenbei. Selber hat man das Leben ja einigermaßen im Griff. Oder ganz und gar. Nur eine (ein Mann hätte wohl eher geschwiegen) erzählt vom Schulabbruch ihrer Tochter. Sie weiß nicht, was aus ihr werden soll. Wenn darauf ein anderer von den schu- lischen Schwierigkeiten des Sohns er- zählt, zählt vor allem, dass der sie schafft. Wenn wir die Versager nicht hätten, müssten die mit den Schwierigkeiten den Mund halten. In der Nacht, beim Heimfahren, stehen die Gemeinderats- wahlergebnisse in der Zeitung. So etwas von wurscht!

L.G.

Fassadenschau*

INSPEKTIONSREISEN DURCH GESCHICHTE UND GEGENWART EINES DOCH SELTSAMEN LANDES (2. TEIL)

von Franz Schandl

Das Jubeljahr, das sich nun dem Ende zuneigt, erwies sich als Fiasko. Die Inszenierung ist misslungen. Derweil hat man die Fassade so schön herausgeputzt und dann blätterte sie gleich ab, wurden die braunen Flecken sichtbar. Was das offizielle Österreich vertuschen wollte, wurde von den freiheitlichen Kameraden, ob blau oder orange, schonungslos ausgesprochen. Die Verdrängung der Verdrängung, der Schritt von der Lüge zur Verlogenheit hat sich offenbar blamiert. Teile der Fassade sind heruntergefallen. Der Verputz liegt am Trottoir. Es staubt gehörig.

9.

Die Vergangenheit ist die Gewalt des Gewesenen, das als Gewordenes auf der Gegenwart lastet. Sie ist unbewältigbar, weil vorüber. Was wir tun können, ist sie zu besprechen, zu beurteilen, sich mit ihr auseinandersetzen. Es geht auch gar nicht um ein Hinter-sich-Lassen, wie es die Bewältigung gleich einem Schlussstrich nahe legen würde, sondern um das Aufbereiten des Vergangenen, um das Gespür für Zusammenhänge – der analytische Aspekt, und um das Gefühl für die Ungeheuerlichkeiten – die emotionale Komponente. Mehr können wir für sie und sie für uns nicht tun, aber wenn wir das tun, ist einiges getan. Das Bewältigbare hingegen liegt vor uns, nicht hinter uns. Bewältigung als soziales Handeln ist immer perspektivisch orientiert, als Veranstaltung, die sich auf Vergangenes kapriert, ist sie fehl am Platz.

Es geht auch um die richtige Dimensionierung der Debatten. Man kann Verhältnisse zu wenig besprechen, man kann sie aber auch zu viel bereden. Was die österreichische Vergangenheit betrifft, ist beides der Fall, und nur vordergründig

widersprechen sich diese Befunde. Wollen die einen vergessen, so sind die anderen geradezu versessen darauf, das Geschehene gegenüber dem Geschehen in den Mittelpunkt zu rücken. Was als unvermittelte Diskrepanz erscheint, ist aber nur Verdrängung unterschiedlicher Zeitebenen, indem man sie gegeneinander ausspielt.

Das Schwelgen in Erinnerungen (seien es gute oder schlechte) ist freilich oft eines, das den Mangel an Perspektive kaschiert. Das Übergewicht (hierzulande nicht nur betreffend Nazizeit und Wiederaufbau, sondern auch und insbesondere die goldene Kreisky-Ära und die ruhigen Vranitzky-Jahre) führt dazu, dass die primäre Aufmerksamkeit nicht bei den aktuellen Ereignissen und Handlungen liegt, sondern bei historischen Auseinandersetzungen. Gegenwart versinkt in der Geschichte. So als gäbe es hier gar keine Probleme mehr. Retrospektiver Überhang und perspektivischer Mangel passen gut zusammen.

Gerade dort, wo die Zukunft keine Optionen mehr zulassen soll, werden vergangene Kämpfe als Historienspiele ausgetragen. Zukunftsbewältigung fällt mittels Vergangenheitsbewältigung aus. Wir leben auch in Zeiten chronischer Gegenwartsverdrängung. Was soll geschehen? Wie geht es weiter? Das sind in allen gegenwärtigen Szenarien nachrangige Fragen. So stehen Gerüstete und Entrüstete am Gerüst des Staatsgebäudes, beide eifrig beschäftigt mit der Fassade. Schon manche sind ob der Differenzen bei diesen Tournieren und Duellen runtergefallen. Manchmal gingen Teile der Fassade mit, aber im Großen und Ganzen hat sie sich gut erhalten.

Die nützlichste Variante der Vergangenheitsbewältigung ist die Gegenwartsrechtfertigung. Tatsächlich ist zu beobachten, dass gerade von etablierter Seite die Vergangenheit zusehends dafür herangezogen wird, Gegenwart zu legitimieren und Zukunft nur als deren Verlängerung gelten zu lassen. Ja, es ist davon auszugehen, dass je größer die anstehenden Probleme werden, desto stärker eine Konzentration auf die Vergangenheit einsetzt, insbesondere auch bezogen auf den Nationalsozialismus, gibt er doch eine treffende negative Folie ab. Ja, man wird sogar soweit gehen, missliebige Kritik taxfrei des Na-

zismus zu verdächtigen. Dieser argumentative Totschläger wird ähnlich funktionieren wie der Kommunismus-Vorwurf in der Vergangenheit. Dass heute kein Krieg mehr geführt werden kann, ohne dass auf Auschwitz verwiesen wird, ist bezeichnend. Keine Parallele, die nicht konstruiert werden kann. Der Boden der Ignoranz ist offen für jede Denunziation.

10.

Organische Terminologie geht vor analytischen Begriffen. Nicht selten erscheint der Faschismus als Schicksal, als Heimsuchung, ja als Naturkatastrophe. Natur ist halt etwas, gegen das man nicht ankann. Worte verraten meist mehr, als sie offiziell aussagen sollen. Man muss sie nur richtig begreifen und deuten, sich nicht bloß ihrem oberflächlichen Gebrauch hingeben. Man stoße es leicht und schon verstößt das Vokabular gegen seine Konvention. Man denke nur an die heimtückischen Wiederworte im Wiederland: *Wiederaufbau, Wiedergeburt, Wiederauferstehung, Wiedergutmachung*. Immer wieder wieder. „Immer wieder, immer wieder, immer wieder Österreich“, ist inzwischen der Schlachtgesang in Rot-Weiß-Rot. Zweifellos, 1945 hat es keinen Bruch, sondern einen Zusammenbruch gegeben, keinen Aufbau, sondern einen Wiederaufbau. Nichts Neues, sondern nur eine Erneuerung.

„Die Wiedergeburt Österreichs“ redet uns ein, dass etwas einfach verschwunden war, einige Jahre weg gewesen ist, um dann urplötzlich in einer Art Geburtsakt Wiederauferstehung zu feiern. Die Formel der Wiedergeburt ist bezeichnend. Geburt weist schon als Terminus auf Unschuld hin. Uns hat es ja gestern nicht gegeben, weder als Land und daher auch nicht als Leute. Flugs waren die Nazis einfach nur noch Österreicher. Nur zufällig steckten sie in den gleichen Körpern, was sie verkörperten, war auf einmal etwas ganz anderes. Frisch, freiheitlich, freigesprochen. Mit der Formel der „Wiedergeburt“ lässt sich Kontinuität wie Diskontinuität behaupten, je nachdem, wie man es braucht. Diese Österreicher sind Phantome der Geschichte: Einssein und Keinssein im Dasein und Wegsein.

* Aus: „*Physiognomie der Zweiten Republik*“ hg. von Gerbert Frodl, Paul Kruntorad, Manfred Rauchensteiner, Czernin-Verlag, Wien, Herbst 2005

Dass der Nationalsozialismus über die Österreicher gekommen ist, ist schon auch richtig, aber in gemeiner Rede dient dieses Argument als Entschuldigung und Entlastung. Die viel wirkmächtigere Wahrheit freilich ist, dass jener aus ihnen herausgekommen ist. In der Ostmark gab es mehr Nazis als sonst wo. Bis 1945 gebärdeten sich die meisten Österreicher als die Superdeutschen schlechthin. Die Juden wollten sie los sein und den Krieg wollten sie gewinnen. Das macht verständlich, warum es bis 1945 kaum Widerstand zu erwarten war und auch nachher den meisten Tätern jede menschliche Regung betreffend der Taten abging. Reue ist nur möglich, wenn es Einsicht gibt. Und Einsicht ist wiederum nur möglich, wenn sich die Sichtweise ändert. Da hat sich aber nichts geändert.

Auch *Wiedergutmachung* ist ein doppelbödiger Begriff. Er bedeutet A) etwas wieder gut zu machen und B) etwas wieder gut machen. B meint Selbstbestätigung der konkreten Tätigkeiten: gestern haben wir das gut gemacht, heute dieses, morgen jenes. Da wird immer wieder alles gut gemacht. Aber auch die Variante A führt nicht viel weiter, unterstellt sie doch, eine Möglichkeit, die es nicht gibt, nämlich das Angerichtete wieder gut zu machen. Aber gegen den nüchternen Begriff der Entschädigung strahlt Wiedergutmachung Wärme aus, wenn auch falsche. Auf jeden Fall können Sprechen und Hören unterschiedliche Assoziationen aufmachen. Wie der gesamte Jargon leidet das Wort an multiplem Suggestionismus. Zu diskutieren wäre bloß, ob es sich um einen zufälligen Verlegenheitsbegriff oder um einen bewussten Verlogenheitsbegriff handelt.

11.

Die Stunde Null verdeutlicht einerseits kontextloses Denken, das die österreichische Geschichte eben mit der Besetzung und der Vertreibung (etwa der Sudendeutschen) anfangen lässt. Andererseits verkündet die Stunde Null eine Wahrheit, aber eine ganz andere als propagiert. Die Stunde Null war nämlich eine *Stunde der Nullen*. Die mit allen Grausigkeiten vollgestopften Elemente verkauften sich als unbeschriebene Blätter. So entleerten sie sich und wurden zu Frischlingen. Vor ihrem Scherbenhaufen stehend, gingen sie zur Tagesordnung, also zur Arbeit über. Eins stürzte sich in die Arbeit, und keins sollte sich davor drücken.

Die bewusste Entleerung der Subjekte war ein staatspolitisches Anliegen. Stunde Null meint wider Willen, dass die Refle-

xionsleistung, die sowieso gegen Null tendierte, auch subjektiv gegen Null gedrängt wurde. Auch viele, die erleichtert aufatmeten, als das Dritte Reich vorbei war, wollten gar nicht so recht wissen, was es war bzw. was da genau vorgefallen war. Im Gegenteil, man gab den Nazis, und die gab's in allen Familien zuhauf, Deckung. Geben wir doch eine Ruh. Unsere Nazis sind unsere Nazis, und selbst wenn man die Nazis nicht wollte, unsere bleiben unsere.

Es lag ein Nebel der Vergasung über dem Vergangenen, und das war zu spüren, selbst für die Kinder in den Sechziger- und Siebzigerjahren war überdeutlich, dass da was vorgefallen war – nur was? – auf jeden Fall etwas Ungeheuerliches. Verdrängt und unausgesprochen blieb das vor allem in den Familien der Nichtnazis, wo man überhaupt nicht wusste, was tun und was sagen. Nicht abgeschüttelt hatte man es, es schüttelte einen nach wie vor. Ich war pikiert, wenn Nazikinder in grausiger Präpotenz Nazistisches von sich gaben. So richtig traute man sich aber nichts dagegen zu sagen, man wusste auch nichts, man hatte bloß mitbekommen, dass da etwas nicht stimmte. Und der erste Affekt, als man dann Näheres erfahren hatte, war meist ein „Das darf doch nicht wahr sein...“ Für viele war es auch der letzte.

Die angesprochenen Nichtnazis, und ich denke, es gab deren gar nicht so wenige, sind keine Nazis, aber auch keine Antinazis. Im Gegensatz zu Faschisten und Antifaschisten hatten sie nie ein authentisches Selbstbild von sich. Indifferenz prägt sie. Idealtypisch könnte man sie so charakterisieren: Sie unterstützten die Nazis nicht, aber sie taten auch nichts gegen sie. Sie schauten weg, als die Nachbarn abgeholt wurden, sie schauten aber auch weg, als die Nachbarn die Nachbarn versteckten. Sie jubelten nicht, sie denunzierten niemanden, aber sie setzten keinen subversiven Akt. Was sie kennzeichnet, ist *Unterlassung*. Diese Leute fühlten sich weder schuldig noch schuldlos, auch wenn sie letzteres behaupteten. Sie waren keine Täter im engeren Sinn, aber sie waren Unterlasser in großem Maßstab. „Was hätten wir denn tun sollen?“ war ihr Satz, nicht der der Nazis. Die taten schon, was sie wollten.

12.

Wenn es etwas kaum in diesem Land gegeben hat, dann die *Ehemaligen*. Ich habe lange überlegt, ob ich mich einer solchen Person in meinem Bekanntenkreis erinnern kann, und mir ist niemand eingefallen. Ich habe Nazis getroffen, Mitläufer,

Verdränger, Verleugner, Indifferente, Widerstandskämpfer, Antifaschisten, KZ-Häftlinge. Aber der Typus des Ehemaligen ist mir nicht begegnet. Dass jemand sinngemäß gesagt hätte: Ich war einer davon, wir haben Furchtbare angestellt, so etwas darf nie wieder passieren, dafür stehe ich nun ein – mir ist solches nicht gegenwärtig. Natürlich wird es auch wirkliche Ehemalige gegeben haben, aber groß kann die Zahl nicht sein. Man hatte selbst bei jenen Kriegsteilnehmern, die auf Distanz zur soldatischen Herrlichkeit gegangen sind, immer das Gefühl, dass die Kameraderie trotzdem einen höheren Wert darstellte als die Selbstkritik.

Der Begriff des Ehemaligen ist ein Konstrukt österreichischer Verdrängung. Auch hier schloss man von der Form auf den Inhalt: Keine NSDAP, keine Nazis! Denn ehemals war nur die Mitgliedschaft in der NSDAP, geblieben ist jedoch die nazistische Gesinnung, so sehr sie auch demokratisch aufgeweicht worden sein mag. Das Problem war nicht, dass man ehemalige Nazis integrierte, sondern, dass man Nazis und den Nazismus integrierte. Läuterung und Bekehrung haben nicht stattgefunden, von einer Schuldanerkennung ganz zu schweigen. Die Entnazifizierung war ein Schauspiel für die Alliierten. Fast jeder sechste Wahlberechtigte war hierzulande Mitglied der NSDAP gewesen. Im demokratischen Wettbewerb obsiegt dann die, die es am billigsten machten. Nicht nur das Personal hat man übernommen, nein, man übernahm auch gleich deren ideologische Raster, ließ sie nicht bloß ungeschoren, sondern ungestört. Diese staatspolitische Aufgabe konnte nur gewährleistet werden um den Preis einer kollektiven Relativierung der Naziverbrechen. Die Fassade war voll von Lügensprüchen.

Ansonsten herrschte Schweigen: „Reden wir nicht mehr darüber!“, war nicht nur Zusage, sondern Zuspruch, gestern doch nicht so falsch gehandelt zu haben. Das konnte nur als Toleranz des Unsäglichen interpretiert werden. So pflanzte sich das Ehemalige mit tatkräftiger Hilfe der Demokraten in die Institutionen, in die Schulen, in die Parteien. Da gab es keinen Bruch. Da ging es weiter. Die Bagage konnte sich ungestört wieder betätigen. Aus eigener Erfahrung – wir sind in den Siebziger – weiß ich von Lehrern, die ihre Landser-Romane erzählten, von führenden Unternehmern, die Lehrlinge nicht nur grün und blau geschlagen haben, sondern diese auch noch robben, exerzieren und „Deutschland, Deutschland über alles“ singen ließen, von

Stammtischbrüdern, die erzählten, dass man die oder jene „zum Vergasen“ vergessen hätte. Eine Entnazifizierung, die hat es gar nicht gegeben.

Das heißt nun nicht, dass der Nazismus sich als unterirdischer Block konserviert hat, der nur auf eine günstige Gelegenheit wartet. Dass der Nazismus nicht wieder aufgestiegen ist, lag zwar in den ersten Nachkriegsjahren an der alliierten Besatzung, später an der trotz Neutralität vollzogenen Westanbindung. „Westwärts“, war die Parole. Das war nicht nur Schein. In der Blockkonfrontation fanden Nazis und Großkoalitionäre im Antikommunismus ein neues Betätigungsfeld vor. Später dann freilich regredierte die faschistische Aufstiegsideologie zu einer Verfallsideologie und verlor in der Kreisky-Zeit sukzessive ihre informelle Vorherrschaft. Deutlich ersichtlich etwa am Abstieg revanchistischer Kräfte an den Universitäten, einst die deutschnationalen Bastionen schlechthin. Das Nazistische löste sich in Bestandteile und Versatzstücke auf, manche verschwanden, viele jedoch wurden problemlos in die kulturindustriellen Komplexe integriert, wo sie immer schon zu Hause gewesen sind. Aber das wäre bereits ein eigenes Thema.

13.

Die postfaschistische Nachkriegsdemokratie machte es sich jedenfalls auf den Resultaten des Nationalsozialismus bequem. Vor allem was zusammengeraubt wurde, sollte behalten werden. Der Antisemitismus war keineswegs überwunden, er wurde in Evidenz gehalten. Nicht einmal die Jahre in den Konzentrationslagern konnten so manchem Politiker des neuen Österreichs das Ressentiment austreiben. Leopold Figl, Bundeskanzler und später Außenminister, ein Mann, der das KZ Dachau überlebte, meinte, angesprochen auf die Rückkehr der Vertriebenen: „Wir heißen alle Österreicher wieder bei uns willkommen (...) – aber als Österreicher, nicht als Juden.“¹

Ausgerechnet den emigrierten Juden warf Landwirtschaftsminister Kraus (ÖVP) vor, das Land verlassen zu haben: „Ich weiß aber nicht, wie gerade jetzt eine Rasse (sic!, F.S.) besondere Privilegien bekommen soll. Andere, die nicht weggingen, bekommen keine Unterstützung, die Juden aber sollen eine solche erhalten.“² Aus diesen Worten spricht nicht nur Unverständnis, sondern gnadenlose Verachtung, wenn gar die Flucht

vor dem Tod Gegenstand nationalen Tadels wird. „Die Juden möchten halt rasch reiche Leute werden“,³ sagte Figl in der Minister ratsitzung vom 14. Januar 1947. Um gleich anzufügen: „Richtig sei jedoch, dass nirgends so wenig Antisemitismus festzustellen sei wie in Österreich und in keinem Land das Volk von einer solchen Duldsamkeit wie bei uns.“ Und auch das andere Lager, das rote Wien assistierte, „denn der Wiener ist Weltbürger und daher von vornherein kein Antisemit. Antisemitische Tendenzen sind ihm auch jetzt (sic!, F.S.) vollkommen fremd“, schreibt Theodor Körner, dazumals Bürgermeister der Bundeshauptstadt, in einem bezeichnenderweise „Das Märchen vom Antisemitismus“⁴ lautenden Beitrag, in dem es von Stereotypen nur so wimmelt („Brunnenvergiftung“, „Rufmord an der Heimat“, „Schauergeschichten“, „gewisse Kreise“ etc.–).

Karl Renner sagte zur Entlastung der vielzitierten kleinen Nazis: „Die Sache ist nach meinem Gefühl doch so, dass all diese kleinen Beamten, diese kleinen Bürger und Geschäftsleute bei dem seinerzeitigen Anschluss an die Nazi gar nicht weittragende Absichten gehabt haben – höchstens, dass man den Juden etwas tut (sic!, F.S.) – vor

Streifzüge 2004–2005

Nr. 34 / Juli 2005

Franz Schandl: Fassadenschau. Zu Österreich. 1. Teil
Ernst Lohoff: Die dritten Zähne des Antikapitalismus.
Zum Grundeinkommen
Peter Samol: Ersatzdroge für Arbeitssüchtige. Ein-Euro-Jobs
Paolo Lago: Otium und negotium. Über „Muße“
Alter Wein in neue Schläuche? Ein Gespräch mit Franz Nahrada
über New Work, Wertkritik und Oekonux von Andreas Exner
Meinhard Creydt: Das Elend der Gerechtigkeit
Ilse Bindseil: Man kann nur entweder das Recht lieben
oder aber die Gesellschaft hassen
Peter Samol: Wechselseitige Geiselhaft.
Die Beziehung von Kapital und freier Software

Nr. 33 / März 2005

Andreas Exner: Geld für Alle = Alle für Geld?
Zum Grundeinkommen
Werner Rätz: Vom Mangel zur Fülle. Zum Grundeinkommen
Erich Ribolits: „Wollt ihr die totale Erziehung“?
Maria Wölfingseder: Flucht vor dem eigenen Ich.
Bücher zum Arbeits- und Bildungswahn
Franz Schandl: Staatsmythos im Umbau. Zu Österreich
Martin Scheuringer: „Sich Verlieben“ als Konkurrenzkampf
Franz Schandl: Der Katastrophenaufbau. Globalisiertes Unglück
Lorenz Glatz: Vom Denken und sich Emanzipieren
Franz Schandl: Lust auf Vernichtung.
Der Genozid als universelle Kategorie
Christian Höner: Über „breimäulige Faselhänse der
Vulgäroökonomie“. Zur Kritik der Wertlehre
Andreas Exner & Stephanie Grohmann: Bye bye Zinskritik...
Über Tauschkreise und Freiwirtschaft

Nr. 32 / November 2004

Lorenz Glatz: Warum nichts mehr geht...
Zum Ausbruch aus der Warengesellschaft
Franz Schandl: Unentwegte Beschäftigung. Zum Arbeitswahn
Maria Wölfingseder: Es brennt, aber Hauptsache,
Gleichbehandlung ist gesetzlich garantiert
Ernst Lohoff: Out of Area – Out of Control.
Warengesellschaft und Widerstand im Zeitalter von Deregulierung
und Entstaatlichung. 2. Teil: Fight Back
Franz Schandl: Wissen contra Verwertung.
Zum Wissenskommunismus?
Andreas Exner u.a.: Nachhaltiger Kapitalismus?
4. Teil: Zur ökosozialen Marktwirtschaft
Stefan Meretz: „Haltet den Dieb!“ Copyleft again
Norbert Trenkle: Unternehmen Ent-Sorgung.
Zur Verharmlosung antisemitischer Tendenzen
durch den wiss. Beirat von Attac-Deutschland
Thomas Seibert: Sich fremd werden.
Globalisierungs- und Ideologiekritik
Maria Wölfingseder: Nicht nur zur Allerheiligenzeit

Nachbestellungen alter Hefte (inklusive Porto): 5 Euro pro Einzelstück. 10 Euro für 10 Stück der aktuellen Nummer (z.B. zum Weiterverkauf). 11 Euro pro Jahrgang (lieferbar: 01,02,03,04). 30 Euro für drei Jahrgänge. 40 Euro für fünf Jahrgänge. 18 Euro für 5 Stück. 32 Euro für 10 Stück. 50 Euro für alle lieferbaren Hefte. Bestellungen bitte durch Einzahlung unter Angabe von Name, Adresse und Zahlungszweck. Konten: siehe Impressum.

allem aber nicht daran gedacht haben, einen Weltkrieg zu provozieren. Wenn nun diese Leute schwer bestraft werden und ihre Stellung verlieren, so appellieren sie an das Mitleid und das Gerechtigkeitsgefühl der Menschen und es kann sein, dass dann die Stimmung umschlägt; und dies umso mehr, als es fast keine Familie, auch keine sozialistische Arbeiterfamilie gibt – ich gebrauche dieses Wort für sozialdemokratisch und kommunistisch – die nicht in der näheren oder fernerer Verwandtschaft Leute hat, die mit den Nationalsozialisten mitgegangen sind.⁵

An das Mitleid können die Nazis aber nur erfolgreich appellieren, wenn die Bemtlieder die Taten und Anschauungen der primären Leiderzeuger und Leidzufüger als tolerierbar einstufen. Unsere Nazis sind unsere. Die verschworene Gemeinschaft der Verschwiegenen, das ist die dunkle Seite der sich abfeiernden Wiederaufbaugeneration. Ging es um die Anerkennung bestimmter nationalsozialistischer Ergebnisse, dann agierte Österreich wie ein *organischer Volkskörper*, wo jedes Glied wusste, wie es sich zu verhalten hatte.

Sich aus der Verantwortung zu stehlen, aus der privaten wie aus der staatlichen, hat Tradition. Nicht Rechenschaft will man sich ablegen, sondern einen Schlusstrich ziehen. Man will erlöst werden. Man zahlt ja eh Ablösen, satte 1500 Euro hat man im Jahr 2000 etwa für Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft beschlossen. Reagiert hat man stets nur dann, wenn man ziemlich schroff gegen diese postfaschistische Unverfrorenheit vorgegangen ist. Der Kalte Krieg wiegte das offizielle Österreich und alle von ihm Gedeckten lange in Sicherheit. So lange Entschädigungen aufgeschoben werden konnten, wurde aufgeschoben. Man zahlt auch nicht aus Sympathie für die Opfer. So liegt die konservative *Die Presse*, goldrichtig, wenn sie schlagzeilt: „Restitution‘ wichtig für Beziehungen zu USA“.⁶ Daher gibt es eine. Man will es sich also weder diplomatisch mit den Vereinigten Staaten verscherzen noch will man der österreichischen Wirtschaft Geschäfte vermiesen. Das sind handfeste Gründe, die aber mit den Opfern nichts zu tun haben.

Die werden sofort samt ihren Unterstützern gewarnt. „Ohne Rechtsfrieden kein Geld!“⁷ schreibt die *Kronen Zeitung* am 4. Juni 2000: „Dafür müsste die US-Regierung bürgen.“ Und Gerd Leitgeb bringt es in *Täglich Alles* auf den Punkt: „Versöhnungsgeld‘ – und dann muss Schluss sein.“⁸ Denn die Schuld ist getilgt. Endgültig. Niemand soll mehr Forderungen stellen dürfen. Jetzt muss doch endlich

Etwas Besseres als den Tod...

In Wien hat im September ein Fünfzehnjähriger bei einer Rauferei in der Schule einen Mitschüler mit dem Messer tödlich verletzt. Die Politiker rufen routiniert nach Gewaltprävention und Sicherheitsmaßnahmen, in *Der Standard* klagt ein Journalist die „allgegenwärtige Mediengewalt“ an, „die Sorte halbrealistischer Darstellungen, wo es nur um eines geht: Du musst dich im Leben knallhart durchsetzen, das geht nur mit Imponiergehabe, rüder Selbstbezogenheit und eben mit nackter Gewalt“. Was heißt da „halbrealistisch“? Weiß der Mann wirklich nicht, was für einer perspektivlosen Brutalo-Welt immer mehr Menschen ausgesetzt sind, sodass gerade Junge auszucken? Meistens aber gegen sich selber: Eine Studie der Deutschen Angestellten Krankenkasse beweist, dass vor allem in der Altersgruppe der 15- bis 29-Jährigen die Zahl der psychisch

Ruhe sein, hört man an den Stammtischen. Wie viel wollen die denn noch? Ja können die denn nie genug kriegen? Aus! Schluss! Basta!

14.

Über den Ortsgruppenleiter der NSDAP in einer niederösterreichischen Kleinstadt lesen wir heute: „Seine Chronikberichte geben Zeugnis von Hysterie und Euphorie in den ersten Kriegsjahren. Seine Verehrung des Führers und seine Wortwahl in der Darstellung sind heute schwer verständlich.“⁹ Besser wäre das Gegenteil. Womit natürlich nicht Verständnis gemeint ist, wohl aber der Versuch, zu verstehen, warum so etwas möglich gewesen ist. Ansonsten bleibt der Nazi ein Alien, der er nie gewesen ist und die Parteigänger erscheinen als Verführte, die sie ebenfalls nie gewesen sind. Es geht um eine Zerschlagung des Banns. „Barbarei besteht fort, solange Bedingungen, die jenen Rückfall zeitigten, wesentlich fort dauern,“¹⁰ schreibt Theodor W. Adorno „Man muss die Mechanismen erkennen, die die Menschen so machen, dass sie solcher Taten fähig werden, muss ihnen selbst diese Mechanismen aufzeigen und zu verhindern trachten, dass sie abermals so werden, indem man ein allgemeines Bewusstsein jener Mechanismen weckt.“¹¹

Auffallend ist, dass das Faszinosum des

2000 Zeichen

abwärts

Kranken rasant ansteigt. „Das Leben fällt immer schwerer“, schreibt eine Siebzehnjährige in einem Schulaufsatz. Allein in Österreich fällt es jährlich weit über hundert jungen Leuten so schwer, dass sie zum Mörder werden – an sich selbst. „Ich hasse diese beschissene Welt“, schrieb im Feber ein anderer Fünfzehnjähriger in Mödling bei Wien auf die Schultafel, bevor er vom vierten Stockwerk in die Tiefe sprang. Der zweite Schüler binnen weniger Wochen, der in der dieser Kleinstadt Schluss machte. Die häufigste Todesursache bei Jugendlichen ist Suizid. Die psychologische Betreuung der Schüler und die Ausbildung der Lehrer soll verbessert werden. Damit die Jungen nicht schlapp machen. Damit sie durchstehen, was sie nicht aushalten. „Etwas Besseres als den Tod findest du überall“, sagt der Esel zum Hahn. Damit das kein Märchen bleibt, werden wir aber weiter gehen müssen als bis Bremen.

L.G.

Nationalsozialismus als solches kaum diskutiert wird, sondern der Tendenz nach ein antifaschistisches Tabu darstellt. Man wird das Gefühl nicht los, dass der Nationalsozialismus nur bestaunt und abgelehnt werden soll. Dem Darauf-Schwören folgt ein Abschwören, aber kein Erkennen, das auch ein Erfüllen zulässt. Verdrängung kennt auch den Aspekt des Nicht-wahrhaben-Wollens der umfassenden Hegemonie von Autoritarismus, Antisemitismus, Rassismus und Frauenverachtung, die die nationalsozialistische Herrschaft erst ermöglichten.

Das „Nie wieder!“ bezeichnet nur die Resultante des Faschismus, aber nicht dessen Konstituante, das Kapitalverhältnis. So ist das „Nie wieder!“ ein beschränktes, lediglich moralisches Postulat, aber keine wie immer geartete Realität oder gar Sicherheit. Analytische Kenntnis ist zwar nicht notwendig, um gegen jenen zu sein, wohl aber um zu begreifen, in welchem Zusammenhang er steht, wie es zu ihm kommen konnte und was nach seinem Ende weiterlebt. Viel mehr als Beschreibung wird heute nicht geboten. Die dafür aber exzessiv. Was er angestellt hat, sollen alle wissen, was er ist, jedoch nicht.

Zu fragen ist, was die faschistischen Gemüter antrieb, zu reden ist über diese Motorisierung der Gefühle. Der Faszinosum kann und darf nicht gezeugnet werden, Wir müssen festhalten, dass keine Bewegung

des 20. Jahrhunderts eine ähnliche Entschlossenheit und Anspannung aufzubauen imstande gewesen war wie die Nazis. So viel Begeisterung war noch nie. Was passierte in diesen Tagen? Und kann ähnliches wieder passieren? Der Nationalsozialismus muss angegriffen werden, um angegriffen werden zu können. Sonst bleibt der Zauber bestehen, ein Zauber, der weit über den Untergang hinausreicht. Das manifestiert sich in dem Gerede vom „kleinen Hitler“, der hergehöre, das man (nicht nur, aber) auch in seiner direkten Wortwahl ernst nehmen sollte als es getan wird. Es gibt tatsächlich nicht wenige Leute, die sich bestimmte Aspekte der Hitlerei wünschen ohne den Nationalsozialismus zu wollen. Nicht der Nazismus samt Genozid und Krieg wird herbeigesehnt, wohl aber eine radikale Bewegung, die ordentlich aufräumt. Darin besteht die Verwandtschaft und auch der Reiz des Populismus.

Nationalsozialismus, das ist die zu Gaskammern und Vernichtungskrieg gewordene Sehnsucht. Seine Anhänger spüren sich in ihm, indem sie spüren. Bedingungslos. Total. Sie befreien nicht ihre Gefühle, sondern sie entfesseln ihr Leiden, indem sie es aggressiv in die Welt tragen. Es wird negativ, was nicht positiv werden kann. Das ist freilich auch eine schreckliche Erkenntnis. Die kalte bürgerliche Geschäftswelt, das Diktat der Verwertung, schreit nach der Befriedigung der emotionalen Bedürfnisse. Der Faschismus und insbesondere der Nationalsozialismus sind dann die glänzendsten wie irrsten Varianten einer Fehllemotionalisierung. Die Entfaltung negativer Potenzen ist aber auch darauf zurückzuführen, dass die positive Energie, die in der Linken zumindest vorhanden gewesen war, nicht werden konnte. Es gelang schlicht und einfach nicht, eine Perspektive zu entwickeln, zu desolat und deformiert war die Linke selbst.

Ernst Bloch schrieb bereits 1930: „Nicht die ‚Theorie‘ der Nationalsozialisten, wohl aber ihre Energie ist ernst, der fanatisch-religiöse Einschlag, der nicht nur aus Verzweiflung und Dummheit stammt, die seltsam aufgewühlte Glaubenskraft. Dies Wesen eben hätte, wie jede Erinnerung an ‚Primitives‘, auch anders ausgeschlagen können, hätte man es, auf der ‚aufgeklärten‘ Seite, militärisch besetzt und dialektisch verwandelt, statt es bloß abstrakt auszukreisen. Indem der marxistischen Propaganda aber jedes *Gegenland* zum Mythos fehlt, jede Verwandlung mythischer Anfänge in wirkliche, dionysischer Träume in revolutionäre: wird am Effekt des Nationalsozialismus auch ein

Stück Schuld sichtbar, eine nämlich des allzu üblichen Vulgärmarxismus. Große Massen Deutschlands, vor allem die Jugend (als stark organisierter und mythisch verflochtener Zustand), konnten schon deshalb nationalsozialistisch werden, weil sie der Marxismus, der sie deutet, nicht zugleich auch ‚bedeutet‘.“ „Man hat die Hölle wie den Himmel, die Berserker wie die Theologie kampflos der Reaktion überlassen.“¹²

Es mag hier nicht nur an der Terminologie einiges fragwürdig sein, trotzdem hat Bloch zentrale Momente in den Mittelpunkt seiner Analyse gestellt, die sonst kaum Eingang gefunden haben. Das nicht nur aus Verzweiflung und Dummheit Stammende, aber auf sie Hinauslaufende muss problematisiert werden. Die Deutung des Faschismus wie des Kapitalismus ist notwendig, es muss aber auch *unbedingt* gelingen, der Alternative selbst eine Bedeutung in den Menschen zu verschaffen. Das ist es wohl, was Bloch Gegenland nennt. Das Gegenland darf kein „Nowhere-Land“ sein, wie in dem bekannten Song von den Beatles (Nowhereman, Rubber soul, 1965). Aber als solches erscheint es. Die analytische Hinrichtung des Nazismus war absolut hilflos gewesen gegen die wirkliche Abschachtung von Millionen von Menschen. Erst das Auftreten einer imperialistischen Gegenmacht und des Stalinismus brachten den Nationalsozialismus zum Einsturz. Es ist auch von einer ungeheuren Tragik, dass die Nazis (anders als etwa andere faschistische Bewegungen) nur von außen niedergewungen werden konnten, noch dazu von Kräften, die selbst der Regression und Aggression verpflichtet gewesen sind bzw. noch immer sind.

Der Nationalsozialismus war die rasende Bewegung, die gegen das ungeheuerliche Leben das Leben der Ungeheuer setzte. Wenn schon Konkurrenz, dann bis zur Liquidierung, wenn schon Verwertung, dann bis zur Vernichtung. Wenn es schon so sein muss, dann aber unbedingt und rücksichtslos und... Die schreiende Fratze des Führers offenbarte den Charakter eines geschlossenen Volkes. Die Nazis wurden nicht verführt, sie wurden geführt und sie lechzten danach. Nichts versetzte die Leute so in Erregung wie die Peitsche der Propaganda. Die meisten gehorchten nicht, weil sie getreten wurden, sie gehorchten, weil sie sich eins spürten mit der Herrschaft.

Natürlich ist es richtig, zu betonen, dass nicht gehorcht werden darf, doch wie soll das vonstatten gehen. Wenn Anpassung

und Unterwerfung die obligaten bürgerlichen Realtugenden sind, warum soll dann ausgerechnet der absolute Gehorsam nicht als ultimative Konsequenz erscheinen. Ist nicht gerade die totale Unterwerfung das perfekte Surrogat gegen Drangsalierung und Zwang. Menschen, denen man permanent ihre Entscheidungen aufzwingt, beizubringen, sich keine Entscheidungen abnehmen zu lassen, ist ein heilloser Unterfangen. Nationalsozialismus ist Zuspitzung bürgerlicher Herrschaft, nicht Gegensatz. Ein definitiver Schlussstrich kann erst gezogen werden, wenn das, was den Nationalsozialismus hervorbrachte, ebenfalls Geschichte ist: Markt und Kapital, Geld und Konkurrenz, Staat und Nation.

Anmerkungen

- 1 Zit. nach: Robert Knight (Hg.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“. Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden (1988), Wien-Köln-Weimar 2000, S. 49.
- 2 Protokoll der 132. Ministerratssitzung vom 9. November 1948; zit. nach: Robert Knight (Hg.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“, S. 145.
- 3 Protokoll der 52. Ministerratssitzung vom 14. Januar 1947; zit. nach: Robert Knight (Hg.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“, S. 121.
- 4 Theodor Körner, Das Märchen vom Antisemitismus, Wiener Zeitung, 9. Februar 1947; zit. nach: Robert Knight (Hg.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“, S. 121f.
- 5 Protokoll der 28. Kabinettsratssitzung vom 29. August 1945, zit. nach: Robert Knight (Hg.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“, S. 85.
- 6 Die Presse, 18. Mai 2000, S. 9.
- 7 Kronen Zeitung, 4. Juni 2000, S. 2.
- 8 Gerd Leitgeb, „Versöhnungsgeld“ – und dann muss Schluss sein, Täglich Alles, 9. Juli 2000, S. 3.
- 9 Erich Geppert/Karl Pichler, 800 Jahre Heidenreichstein, Heidenreichstein o.J. (2004), S. 222.
- 10 Theodor W. Adorno, Erziehung nach Auschwitz (1966), Gesammelte Schriften 10.2, Frankfurt am Main 1997, S. 674.
- 11 Ebenda, S. 677.
- 12 Ernst Bloch, Amusement Co., Grauen, Drittes Reich (1930); in: Ernst Bloch, Viele Kammern im Welthaus. Eine Auswahl aus dem Werk. Hg. Von Friedrich Dieckmann und Jürgen Teller, Frankfurt am Main 1994, S. 351-352.

Dank und Freude

Aktuell liegen wir bei 269 Abos, das sind um 2 Stück weniger als zum Vergleichsdatum des letzten Jahres. Wir haben also seit Juli mächtig aufgeholt. Die 300 sind wieder in Sichtweite. Vom Spendenvolumen her betrachtet war das bisher sogar das beste Jahr. Und auch wenn man Geld verachtet, kann man konkret von diesem nicht genug bekommen.

Bedanken möchten wir uns auch bei allen, die unsere Augustsammlung unterstützten oder gar Trafomitglieder geworden sind. Erstgenannte war ein größerer Erfolg als wir erwartet haben, auch der Stand der Mitglieder des Transformationsclubs war noch nie so hoch wie jetzt. Letztgenannte werden von uns zum Trafoheurigen eingeladen um bei einem köstlichen Surrogat enorme Transformationen zu entwickeln.

Unsere Zeitschrift ist nicht nur nicht finanziell gefährdet, sie steht vor dem Ausbau. Der kann jedoch nur gewährleistet werden, wenn der Zufluss an Trafos, Spenden und Abos nicht abreißt. Die Gefahr der Erfolgsmeldung ist freilich immer die, dass dann oft die infrastrukturelle Unterstützung gleich wieder nachlässt. Wir möchten alle Freundinnen und Freunde daher bitten, dies praktisch zu widerlegen. Vielleicht denkt auch zu

Weihnachten jemand an uns. Wir wollen nicht nur aus dem vorletzten Loch pfeifen.

Aufgrund steigender Druck- und Versandpreise müssen wir aber auch die Abo-richtpreise geringfügig erhöhen: siehe Impressum. Natürlich gibt's da auch ein Zuckerl: alle jene, die bis 31. Dezember noch ihr Abo um drei Jahre verlängern, zahlen den alten Tarif der Dreijahresabos (Inland 30 Euro, Ausland 33 Euro). Vergleichlich mit anderen Zeitschriften sind die *Streifzüge* nicht teuer. Ach ja, die einen 5er im Etikett finden, mögen einzahlen, auf dass kein roter Punkt sie ermahne. Und die Probebezieher mögen ihr Recht auf ein Abo per Überweisung durchsetzen.

Damit Dank und Freude nicht aufhören, bitten wir weiterhin um eifrige Unterstützung. Nächstes Jahr werden wir unser wertkritisches Magazin nachjustieren. Tipps, Anregungen und Wünsche werden genauso gerne entgegengenommen wie Spenden oder Getränke. Auch soll es wie 2004 eine Werbekampagne geben. Indes, die besten Transformatoren unserer Bekanntheit sind unsere Bekannten, die in ihrer Bekanntheit unsere Bekanntheit steigern. In diesem Sinne: nur keine Zurückhaltung! Werbematerial gibt's für Abonnenten selbstverständlich gratis. F.S.



Andreas Exner, Judith Sauer, Pia Lichtblau, Nora Hangel, Veronika Schweiger, Stefan Schneider (Hg.) - in Kooperation mit Attac

Losarbeiten – Arbeitslos?

Globalisierungskritik und die Krise der Arbeitsgesellschaft

Die Krise der Arbeitsgesellschaft äußert sich in Massenarbeitslosigkeit, Lohnrückgängen und der allmählichen Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses. Diese Entwicklungen scheinen nicht nur die Finanzierbarkeit des Sozialstaats, sondern den sozialen Zusammenhalt überhaupt in Frage zu stellen. Können Arbeit und die auf ihr beruhenden sozialen Beziehungen noch eine Perspektive für gesellschaftlichen Fortschritt bieten, oder sind sie selbst in eine fundamentale Krise geraten? Wie lassen sich die unterschiedlichen Sichtweisen von Arbeit und Krise, von Emanzipation und sozialer Bewegung zueinander in Beziehung setzen? Für viele hat die globalisierungskritische Bewegung einen Einstieg in den Widerstand gegen den neoliberalen Kapitalismus geboten. Wo aber liegen die Entwicklungspotenziale der Globalisierungskritik, wenn es darum geht, einen Ausweg aus dem sozialen Zerfallsprozess und der fortschreitenden Verschärfung der Konkurrenz zu finden?

Die Autorinnen und Autoren stellen ihre Sicht auf diese Fragen dar und skizzieren Lösungsperspektiven. Der Band versammelt ein breites Spektrum an emanzipatorischen Positionen, die von Keynesianismus und alternativer Gewerkschaftspolitik bis hin zu radikaler Gesellschaftskritik reichen.

Mit Beiträgen von: Ulrich Brand, Kai Ehlers, Alfred Fersin, Christoph Görg, Marianne Gronemeyer, Michael Heinrich, John Holloway, Paiha Kludia, Ernst Lohoff, Gerlinde Malli, Markus Marterbauer, Stefan Meretz, Gabriele Michalitsch, Werner Rätz, Karl Reitter, Thomas Seibert, Lars Stubbe, Lisbeth N. Trallori, Uli Weiß, Alexandra Weiss, Christa Wichterich, Markus Wissen, Andreas Exner

ISBN 3-89771-443-4, 285 S., 16 EUR [D]

UNRAST Verlag
Postfach 8020 • 48043 Münster
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120
ONLINE BESTELLEN: www.unrast-verlag.de

krisis

Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft

ERNST LOHOFF: Die Verzauberung der Welt
PETER KLEIN: Die Schizophrenie des modernen Individuums
KARL-HEINZ LEWED: Schopenhauer on the Rocks
NORBERT TRENKLE: Die metaphysischen Mucken des Klassenkampfes

ERNST LOHOFF:
Die Verzauberung der Welt
PETER KLEIN: Die Schizophrenie
des modernen Individuums
KARL-HEINZ LEWED:
Schopenhauer on the Rocks
NORBERT TRENKLE:
Die metaphysischen Mucken des
Klassenkampfes

Erscheint 1-2 mal jährlich,
ca. 160 Seiten, 10 Euro pro Heft.

Abo und Einzelhefte:
Redaktion krisis, Postfach 2111,
91011 Erlangen, Tel.: +49 (0911) 705628,
Fax: +49 (0911) 7809542,
e-mail: krisisweb@gmx.de

Auch im Buchhandel erhältlich.

Gesamtverzeichnis auf
www.krisis.org oder anfordern.

UNRAST
29

www.krisis.org www.streifzuege.org

Ökonomie des Tötens

Unumgänglich

von Franz Schandl

Im *Wirtschaftsblatt*, dem *Handelsblatt* für Österreicher, nimmt man sich kein Blatt vor den Mund. „Wir müssen lernen, jemandem einen Todesstoß zu versetzen.“ Das behauptet Christine Bauer-Jelinek, ihres Zeichen Wirtschaftscoach und Gründerin eines „Instituts für Macht-Kompetenz“ in der Ausgabe vom 23. Juli 2005. Es ist nicht zu übersehen, dass „der Konkurrenzkampf wesentlich härter geworden ist“, sagt sie und man wagt nicht zu widersprechen. Dem ist so.

Auf die Frage: „Welche Überlebenschancen haben Mitarbeiter, die es ohne Ellbogentechnik versuchen?“, antwortet Bauer-Jelinek: „Das sind Gutmenschen, Idealisten, Phantasten, Sozialromantiker, Weltverbesserer...“ Womit eigentlich alles gesagt ist: Dass sie weder ein guter Mensch sein will noch Phantasie haben möchte noch eine soziale Ader und schon gar nicht die Welt verbessern will. Auch dem ist so. Zu allem Überfluss sind ihr sogar Romanze und Ideal Schimpfwörter. Zweifellos, die zeigt es uns. In aller Kälte. Und mit Härte. Gnadenlos.

Hoffnungen abseits der schicksalhaften Bestimmungen des Kapitals haben die Leute einfach fahren zu lassen. Leben heißt Überleben. Live and let die. Es ist die liberale Propaganda, die gebetsmühlenartig auf uns losgelassen wird. Menschlichkeit kann da nur noch als Wehleidigkeit verstanden werden. Dort liege auch das Manko der Frauen, sie seien zu wenig kriegerisch, hätten hier also aufzuholen: „Frauen sind wohl super ausgebildet und leistungsbewusst, meist aber nicht auf Kampfsituationen vorbereitet“, sagt Bauer-Jelinek im *Standard* vom 17. September. „Es ist eine Illusion, an frauenfreundlichere Strukturen zu glauben. Von diesen müssen wir uns verabschieden.“

Man sollte dankbar sein für diese offenen Worte. Sie sind eine korrekte Beschreibung eines kranken Geistes. Wohl gemerkt, gemeint ist der des Kapitals, nicht der von Frau Bauer-Jelinek, die da bloß die Botschafterin darstellt. Kapitalismus, das ist Kampf und Krieg, bis zur Eliminierung der Konkurrenten. Der andere am Markt, im Büro, in der Firma ist ein Feind. Wenn die Wirtschaft loslegt, ist der Krieg schon im Gang. Und es ist kein Schongang, sondern ein Verdrängungskampf. Übernahme. Eroberung. Durchdringung. Die Sprache der Konkurrenz ist die des Krieges. Wirtschaftsführer sind Warlords.

„Gut beraten ist, wer seine Waffenkammer auf Vordermann bringt“, lesen wir im *Wirtschaftsblatt*. Und Vorderfrau Frau Bauer-Jelinek präzisiert: „In das Waffenrepertoire gehört alles wie Drohen, Tricksen, Angriffe auf persönlicher Ebene, Dinge in Aussicht stellen...“ Kurzum: Lügen, Betrügen, Erpressen, Killen! Die Grundwerte der Wertegemeinschaft sind damit charakterisiert. Christine Bauer-Jelinek trägt diese Erkenntnis vor sich her wie eine Erleuchtung, die sie nun in tüchtiger Manier an die Kunden der Wirtschaftswelt bringen will, siehe www.bauer-jelinek.at

Ein Abtöten von Zuneigung und Menschenliebe ist Bedingung, um entsprechend denken und handeln zu können. Nur so lässt sich der objektive Zwang in ein marktkonformes Subjekt übersetzen. Karriere und Konkurrenz bescheren uns Leichenhäuser von Gescheiterten. „Jeder zweite Coachingfall ist mittlerweile ein Therapiefall, weil die Menschen an den Machtkämpfen in den Firmen zerbrechen“, sagt der Geschäftsführer der Corporate Consult, Markus Rimsa, im

Wirtschaftsblatt vom 30. Juli. Kapitalismus ist in letzter Konsequenz ein eliminatorischer Amoklauf. Und nicht bloß symbolisch, sondern oft auch realistisch. Warum sollen gerade Verlierer und Ausgeschlossenen solche Appelle nicht wortwörtlich nehmen? Der Imperativ des Kapitals lautet: Tötet euch! Nur wer tötet, hat das Recht zu überleben. Why not? Dabei handelt es sich ja lediglich um Transformationen impliziter Programme in explizite Vorhaben.

Aus der elendiglichen Erfahrung, dass Business Krieg ist, ist nur zu schließen, dass Business wie Krieg zu überwinden sind. Doch Bauer-Jelinek folgert, was gefordert ist, nämlich dass alle Business-Krieger werden sollen, auf dass das Hauen und Stechen, das Bellen und Beißen nie aufhört. Das dem Kapital entsprechende Subjekt ist der Kampfhund, der – unabhängig von dem, was er vertritt! – der angepasste Typus par excellence ist, eben weil er (und es ist auch ein *er*, wenn es eine *sie* ist!) den Strukturen am konsequentesten Rechnung trägt und dementsprechend agiert. Er beißt, wo er beißen kann und ist hündisch, wenn er zu Rason gebracht wird. Dass er laut bellt und überall hinschießt, wo er will, sei der Vollständigkeit halber erwähnt.

Das Problem ist nun aber nicht, dass Bauer-Jelinek die Wirklichkeit angesprochen hat, das Problem ist, dass sie sich dazu bekennt. Wenn ihr einige Kritiker deshalb vorwerfen, sie agiere „jenseits des guten Geschmacks“, dann gilt es schon festzuhalten: Der Geschmack des Kapitals ist kein anderer, auch wenn er eine üble Geschmacksvorverwirrung ist. Aromatisch letztklassig.

Streifzüge web

www.streifzuege.org